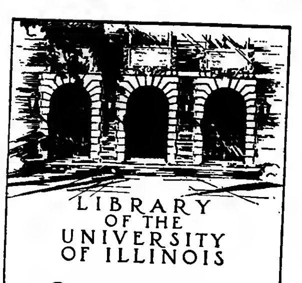
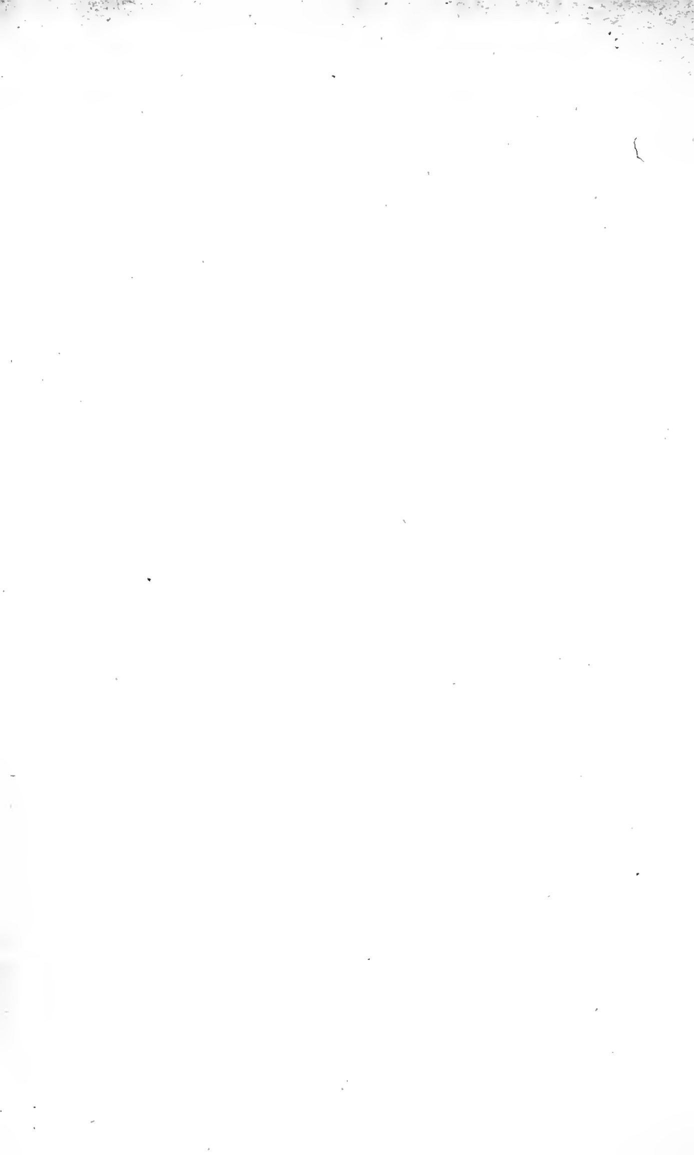
8vo
1st ed.





Nachgelassene Schriften

von

H. Steffens.

Mit einem Vorworte

von

Schelling.

Berlin, 1846.

Verlag von E. H. Schroeder,

Unter den Linden No. 23.



Aus einem öffentlichen Vortrag

zu

H. Steffens Andenken,

gehalten am 24. April 1845.

(Mit einigen Erweiterungen.)

— — Man ist heutzutag ziemlich allgemein geneigt zuzugeben, daß in jener Zeit, wo der Name Steffens zuerst in der Literatur genannt wurde, die Philosophie einen bedeutenden Ruck gethan habe, welcher der natürlichen Sympathie zufolge die zwischen allen menschlichen Erkenntnissen stattfindet, mehr oder weniger, schneller oder langsamer auch andern Wissenschaften eine neue Bewegung mitgetheilt hätte. Herabstimmend freilich wirkt, wenn man bemerkt, worein zum Theil

der damalige Fortschritt gesetzt werde. Wahr indeß bleibt und nur parteiische Verblendung könnte übersehen, daß seit jener Zeit Standpunkte verschwunden, auf die man nicht mehr zurück-, andere entstanden sind, von denen man nicht mehr hinwegkommen kann. Freilich hört man mitunter auch wohl, es sey zu jener Zeit viel leichter gewesen, mit neuen Ansichten aufzukommen, als gegenwärtig. Liegt aber nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortschrittes, daß man gesteht, es sey jetzt schwerer, zu dem Gefundenen etwas hinzuzuthun, als es einst gewesen, dasselbe zu finden, und ist nicht eben dieß das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachste und Müheloseste erscheint? Nachkommende mögen dadurch verleitet werden, ein Verdienst darin zu suchen, daß sie den Zugang mühevoller und schwieriger machen, leicht möglich aber, daß sie darüber vielmehr in etwas ganz

Anderes gerathen, und den Gedanken, dessen sie sich gründlicher und methodischer bemächtigen wollten, vielmehr völlig verlieren.

Steffens war dadurch ungemein begünstigt, daß seiner Hinneigung zur Philosophie ein reiches Studium der Natur vorausgegangen war. Mineralog, Geognost, Geolog, hatte er in der Geschichte der Erde die Anschauung einer unergründlichen Vergangenheit, einer ganzen Folge von Zeiten gewonnen, in der je die eine die andere zudeckte, Eins dem Andern zu Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieser Unterordnung selbst verändert zu werden. Unstreitig war es diese Grundanschauung, welche von der ersten Bekanntschaft an die gegenseitige Anziehung zwischen uns vermittelte. Und auch von Seiten der Naturforschung wurde sein Eingehen auf philosophische Speculation in jener Zeit weniger ungern gesehen als in spä-

terer. Es war damals ein Bedürfniß vorhanden, sich auch des in der Natur Gegebenen philosophisch bewußt zu werden. Kant's Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft hatten gewirkt. Man setzte etwas darein, die Natur der räthselhaften Materie zu begreifen, an welche nunmehr die neue Molecülen-Theorie, die das Reich des Palpabeln auf Kosten des Denkens erweitert hat, nicht wohl mehr denken läßt. Damals hätte nicht leicht jemand ausgesprochen, was man heutzutag so zu sagen täglich hören kann, daß die Naturforschung ihr Geschäft um so besser betreibe, je ferner sie sich von aller Philosophie halte; ein Satz, der eben so wahr ist, wie der, daß die Kochkunst nicht gerade dem am Besten von Statten gehe, der dabei alles auf chemische Principien zurückführen wolle.

Aber allerdings ist zwischen Philosophie und Naturforschung bei gleichsam zufälligem Zusammentreffen im Gegenstand eine trennende

formelle Verschiedenheit. Dem Philosophen zählen die Formen und Erscheinungen der Natur nicht für sich, sondern als Momente eines Zusammenhangs, der über die Natur hinausgeht und ebensowohl auf die geistige Welt sich erstreckt. Im Zweck der empirischen Naturforschung liegt es aber, sie vielmehr abstract, d. h. in ihrem Für-sich-Seyn zu betrachten. Die Gegenstände sind also in der Philosophie von anderer Bedeutung als in der abstracten Naturforschung, wie man diejenige nennen sollte, welche sich unbedingt die empirische nennt, als brächte nicht ihr Verfahren mit sich, es stets nur auf partielle Weise zu seyn. In den allgemeinen Zusammenhang, den nur die Vernunft darzustellen vermag, gehören die Dinge der Natur nicht nach dem Zufälligen ihrer Existenz, sondern nach dem, was in ihnen ein Nothwendiges, was ihr Wesen, ihre Natur ist. Dieses Nothwendige einzusehen, wird man über die Dinge

hinausgehen müssen; aber dieses „Jenseits der Dinge" *ist noch in der Natur selbst*; oder finden sich in dieser wirklich, wie man es zuweilen gern vorstellen möchte, *bloße* Einzelheiten und nicht vielmehr als die *ersten* Wirklichkeiten, von denen sich erst alle andern ableiten, *allgemeine Principien*? Ist die allgemeine Schwere ein *Ding*, oder ist sie von der andern Seite ein *Begriff*, und nicht vielmehr dem Ding gegenüber ein Allgemeines, dem Begriff gegenüber eine Wirklichkeit? Und sind — *Einzelheiten* der Wirklichkeit, ist nicht vielmehr dieses *Durchgängige*, das wir auch in andern Formen, in Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. erkennen müssen, ist nicht dieses erst der eigentliche Gegenstand der Natur-*Wissenschaft*, der sich die abstracte Naturforschung freilich immer nur bis zu einem gewissen unüberschreitbaren Punkte nähern kann? Niemand wird ihr diese Schranke zum Vorwurf machen, sie ist keine zu-

fällige für sie, sondern eine von ihrem Verfahren unzertrennliche. Tadle sie es aber nicht, wenn eben darum für die Erkenntniß der Principien ein andrer Weg eingeschlagen wird. Sie mag sich befriedigt finden, wenn sie die Lichterscheinungen durch Schwingungen eines unsichtbaren Mediums begreifen zu können glaubt; aber lasse sie neben sich den Andern gelten, der sich aus einer solchen Erklärung nichts oder wenig macht, so lang ihm jene schwingende Materie selbst nicht begriffen, oder etwas rein Zufälliges ist. Die Philosophie wird keinem entgegen seyn, der bei der allgemeinen Attraction stehen bleibt, weil er doch ruhig damit fortrechnen und im äußersten Fall sagen kann: die Anziehung sey als bloßer Ausdruck des Phänomens zu nehmen, und solle nicht erklären. Verstatte er dagegen dem Philosophen, es seinerseits für nichts Geringes zu achten, wenn er auf seinem Wege ausmitteln und wenn man so

wissen könnte, ob die allgemeine Schwere auf Anziehung beruht, oder ob sie durch Druck bewirkt ist. Durch Beobachtung und Experiment, oder überhaupt anders als in einem über abstracte Naturforschung hinaus gehenden Zusammenhang wird man das freilich nicht wissen. Allein es scheint auch nicht schwer zu begreifen und einzusehen, daß Erscheinungen von solcher Allgemeinheit wie Licht und Schwere nicht selbst wieder in einer Einzelheit, z. B. einer zufällig existirenden Materie, daß sie nur in den vorgängigen Bedingungen aller äußern Existenz ihren Grund haben, und in diesem Sinn nur a priori begriffen werden können *).

---

*) Deutschlands erste naturwissenschaftliche Autorität, der Verfasser des Kosmos erklärt es (I. 71. 72.) für eine die Intelligenz entehrende Ansicht, „wenn unter den edeln Anlagen, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet hat, die nach einem Cau-

Die Naturphilosophie, womit noch heutzutag Manche die ganze damalige Philosophie bezeich=

---

salzusammenhang grübelnde Vernunft verdammt werde," selbst auf „die regsame, zu allem Schaffen und Entdecken nothwendige Einbildungskraft" wird dieß ausgedehnt. Es kann nicht in der Absicht des berühmten Mannes gelegen haben, das der Vernunft für Forschungen, die über den unmittelbaren Eindruck hinausgehen, gemachte Zugeständniß, durch das Prädicat der grübelnden zurückzunehmen, welches also hier nicht im nachtheiligen Sinn zu verstehen ist, wo mühsame, aber unnütze und vergebliche Untersuchungen damit gemeint sind. — Der Ausdruck: grübelnde Vernunft, hat übrigens durch unsern großen Lehrer Kant allerdings eine Art von classischem Ansehen erhalten. Kant nennt die grübelnde Vernunft jene, welche aus dem bloßen Begriff (z. B. des vollkommensten Wesens) die Existenz „herausklauben" will; für den umgekehrten Fall, wo die Existenz das Gegebene ist, wozu der Begriff (d. h. das, wodurch die Existenz begreiflich wird) gesucht wird, z. B. für seine eigenen Untersuchungen über das Wesen der Materie, hätte er sich des Ausdrucks nicht bedient.

nen, war nur ein Theil, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie bestimmenden und leitenden Gesetz über die Natur hinausgehen mußte. Aber worin immer dieser vom Höchsten bis zum Tiefsten reichende Zusammenhang seinen Abschluß fand, nie konnte die erste Beziehung auf die Natur abgerissen werden, ein früh gehörtes Wort mußte sich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit steiget,
Ruht dennoch sanft auf der Natur.

Worauf sich niemals wieder zurückkommen ließ, war der unnatürliche Supernaturalismus, von dem sich damals für immer alle bessern Geister abwandten.

Einer von unten aufsteigenden Philosophie konnte Gott nur das Ende seyn, aber er war ihr das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Ursache. Auf diesem höchsten Punkt

erscheinen die Dinge als aufgenommen in die Gottheit. Immanenz der Dinge in Gott ist der letzte Ausdruck dieser Philosophie. In so weit ist sie Pantheismus, aber ein unanstößiger und unschuldiger, wenn er rein contemplativ bleibt, d. h., wenn er sich als Darstellung — bloß des idealen und logischen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengesetzten Fall entsteht jener monströse Pantheismus, mit einem anfänglich „austernhaften Absoluten," einem Gott, der nöthig hat durch die Natur hindurch zu gehen, um sich bewußt zu werden. Der zufällige Ausgang in einen solchen Pantheismus beweist nichts gegen jene Philosophie, die in der angegebenen Beschränkung (auf die bloß rationale Bedeutung) der Wissenschaft des wirklichen Herganges stets die Mittel bereiten, und vorausgehen muß, um sie vor dem Abgleiten in unwissenschaftliche und vernunftlose Mystik, dem sie in allen frü-

heren Versuchen unterworfen war, zu bewahren. Daß übrigens ein so plumper Pantheismus so allgemeinen Eingang finden konnte, als geschehen, kann nur zum Beweis dienen, daß weder jene reine Vernunftwissenschaft die ganze Forderung der Philosophie erfüllt, noch der schwache Theismus etwas vermag, den man ihm allein entgegen zu setzen wußte und den ich schwach nenne, weil er nur in absoluter — nicht Ueber- sondern Außerweltlichkeit (denn das ist ein großer Unterschied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

Ich erinnere mich lebhaft der Verwunderung, die bei Vielen entstand, als Steffens, den man ausschließlich mit weltlicher, ja der weltlichsten Wissenschaft beschäftigt glaubte, gleichsam unmittelbar von „Kalk, Baryt und Strontian *)" hin-

*) Man s. was er selbst über diesen Anfang

weg, theologischer Schriftsteller wurde. Gegenwärtig würde dieß niemand auffallen, da unversehens die ganze Zeit theologisch geworden, alles ohne Unterschied nach diesen Fragen sich drängt, taub gegen die Stimme Gutmeinender, die an die frühere Zeit erinnern, wo alles der Art abgethan schien, selbst jede Polemik gegen das Christenthum von schlechtem Geschmack war; wiewohl gegen die Gründlichkeit dieser Aufklärung einigen Verdacht die panische Furcht einflößen durfte, als könnte die ganze alte Rechtgläubigkeit, mit allen ihren betrübenden Folgen, dem jetzigen Geschlecht gleichsam über Nacht wieder als ein Joch auferlegt werden. Allein die Verhältnisse sind ernst genug; aus wissenschaftlichen Fragen sind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politische geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der

---

seiner Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde erzählt.

Fall des bekannten Solonischen Gesetzes eingetreten und es keinem gegen seine Mitbürger Wohlgesinnten, der mit seiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt ist gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht grade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen außer allen Parteien zu bleiben) aber doch seinen Standpunkt nehmen, und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.

Es ist auffallend, oder vielmehr, je nachdem man die Menschen kennt, auch nicht auffallend, wie man der Philosophie alle Freiheit gestattet, von ihrem Ausgangspunkt durch folgerechtes Fortschreiten wohin immer zu gelangen; nur wenn sie ganz absichtslos, durch bloße Nothwendigkeit der Sache in Berührung mit der positiven Religion kommt, da soll jene Freiheit nicht mehr gelten, da soll die Philosophie wie ein scheu gewordenes Pferd sich bäumen, und entsetzt sich zurückwenden.

das wäre aber, wie jeder sieht, die schmählichste Beschränkung einer Wissenschaft, die vielmehr vor nichts erschrecken soll. Nicht wohin sie gelangen darf, läßt sich ihr vorschreiben. Nur daß sie, um Philosophie zu seyn, in ihrem Anfang schon mit jeder Autorität, welchen Namen sie trage, gebrochen habe, muß vorausgesetzt werden, daß sie also selbst den Namen christliche Philosophie ablehne, nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit sondern auch im Sinn materieller Uebereinstimmung, da diese für sie als Philosophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird sie die Folgen der Reformation, in ihrer ganzen Ausdehnung, und bis zu dem Extrem voraussetzen, zu welchem es nur stufenweise gekommen ist, wenn auch scharfsinnige Geister den nothwendigen Gang längst vorausgesehen hatten. Ich nenne einen Mann, von so anerkannt unabhängigem Geist, daß man auch in den nachfolgenden Worten nicht den Anhänger

der römischen Kirche, sondern nur den Philosophen hören wird. „Beklagen wir, sagt D'Alembert, in der von ihm als Secretär der französischen Akademie gehaltenen Lobrede auf Bossuet, beklagen wir, wie es unsere Schuldigkeit ist, die Theologen des Protestantismus, daß sie alle Autorität in Glaubenssachen verwerfen, so hegen wir wenigstens eine hinlänglich gute Meinung von ihrer Logik, um uns überzeugt zu halten, daß sie die Consequenzen ihres Princips so weit treiben werden, als sie sich ausdehnen lassen, und daß der Socinianismus, zu dem heutzutag die Meisten unter ihnen, offen oder insgeheim, sich bekennen, früher oder später einem offenen und unverstellten Deismus Platz machen werde." „Ich hatte, fährt er fort, die gedruckte Dogmatik eines Genfer Theologen in Händen, da war das erste Kapitel überschrieben: Von der Nothwendigkeit einer Offenbarung; in der zweiten Ausgabe lautete die Aufschrift

nur noch: Von der Nützlichkeit einer Offenbarung; ich wette, setzt er hinzu, in einer dritten Ausgabe wird der Titel nur noch sprechen: Von der Bequemlichkeit einer Offenbarung (de la commodité d'une révelation)" *). Schade, daß D'Alembert die Voraussagung nicht bis auf die vierte Ausgabe erstreckt hat; da hätte vermuthlich die Aufschrift gelautet: Von der Unschädlichkeit einer Offenbarung. Wo nicht der Titel, die Sache wird in Lehrbüchern deutscher Theologen anzutreffen seyn, die noch den Schein eines gewissen Zusammenhangs mit der Offenbarung und der heiligen Schrift beizubehalten für gut finden. Auch D'Alemberts Vertrauen in die Logik der protestantischen Theologen ist glänzend gerechtfertigt; der déisme franc et sans alliage ist öffentlich bekannt und die ausgesprochene Weisheit des Tages.

*) Oeuvres de d'Alembert T. VII. (Éloge de Bossuet) p. 302. ss.

Diese Folgen also wird der Philosoph vorausſetzen, und während Viele noch immer daran arbeiten, sie herbeizuführen, sie als vorhandene Thatſache annehmen. Er geht ſogar einen Schritt weiter und ſagt: So mußte es kommen, dieser Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Christenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wissenschaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachſenes, dauerhaftes System treten sollte, ein System, das die im Christenthum von Anfang enthaltenen, so viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verschlossenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von diesem Standpunkt ſogar der Wunsch gerechtfertigt ſeyn, daß der öffentliche Abfall von dem Christenthum durch kein äußeres Mittel ver-

hindert, überall ohne Gefahr geschehen könnte. Es selbst will, ja es leidet keinen Zwang mehr, stark und mächtig will es seyn nur durch sich selbst, jede äußere Hülfe verschmähend — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es, in der Reformation sich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndsten Macht, die die Erde je gesehen, zurückgestoßen hat?

Ein Mann, den bis jetzt an politischem Scharfsinn kein deutscher Geschichtsforscher übertroffen, von gleicher Uebersicht der weltlichen, wie der Kirchen-Geschichte, macht gelegentlich der Socinianischen Gemeinde im ehemaligen Polen, die übrigens, wie er bemerkt, unter allen akatholischen jenes Landes weit die blühendste und geordnetste war — die schätzbare Bemerkung: „sie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu

sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast bloß Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalcultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will *)." Enthält das Christenthum unter bloßer geschichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts anderes, als was die Philosophie unabhängig von ihm schon hat; so hat die Philosophie nichts an ihm und es ist ihr nur im Weg und müßte sobald als möglich abgethan werden. Es wäre eben, als wenn man in der Natur nur eine Allegorie allgemeiner sittlicher Wahrheiten sehen wollte, durch die sich niemand in seinem Wissen erweitert und be-

*) Spittler's Geschichte der europäischen Staaten, II. 485. — Das sind also ganz andere, uns unerreichbare Ansichten, nach welchen dem deutschen Volk der Deismus, d. h. die vollkommene Abolition alles Christlichen, als der sichere Weg zur politischen Größe gezeigt wird.

reichert fühlen würde, indeß zugleich der Natur alle selbständige Wahrheit genommen wäre. Ist aber der Fall der, daß die Verhältnisse, auf welchen das Christenthum nach seiner eigenen Angabe beruht, wirkliche aber als allgemeine noch nicht erkannte Verhältnisse sind, — da ist eine große Erweiterung der menschlichen Erkenntniß gegeben. Mit der Offenbarung sich beschäftigen, um sie nur wieder in Philosophie, d. h. in das, was unabhängig von ihr schon gewußt ist, aufzulösen, wäre ein der Philosophie unwürdiges Treiben, da sie vielmehr immer auf Erweiterung des menschlichen Wissens bedacht seyn soll. Kennt man die „Wahrheiten" für welche viele Theologen die „in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß" hinzugeben bereit sind, so wird man unwillkührlich an den König erinnert, von dem Sancho Pansa erzählt, der nämlich sein Königreich verkaufte, um sich eine Gänseheerde dafür anzuschaffen und

mit dieser im Land umherzuziehen*). Gegen einen so unschuldigen Geschmack kann man sich unmöglich ereifern. Die sogenannten Rationalisten irren sich, wenn sie meinen, es zürne jemand über den Gebrauch, den sie von ihrer Denkfreiheit machen. Eher könnte man geneigt seyn, ihnen vorzuwerfen, daß sie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verstehen, und daß sie von dieser

*) Aehnliches sagt die bekannte: Neologen überschriebene Parabel von Goethe:

Ich begegnete einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt: ich sorge wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe.
Ich sagte, das ist sehr wohl gedacht,
Und wünschte: er hätt' es so weit gebracht.
Da hörte ich, er habe vom Papa,
Und ebenso von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

Das nenn' ich originale Gemüther.

einen ungebührlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreift und ebensowenig erfahren hat, kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu steigen und zu verkündigen, daß man dieß oder jenes nicht begreife, zumal wenn man wahrscheinlich gar vieles Andre nicht begreift? Ankündigenswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geister wie Leibnitz, wie Lessing auf's Ernstlichste beschäftigt hat. Indeß darin, daß sie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiemit recht, man kann sie nur ermuntern auf dem Wege fortzugehen, und möchte ihnen wie Mephistopheles zurufen:

Da seyd ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Der Protestantismus trat zuerst als Gegensatz gegen eine bestehende Kirche, und darum in

der Form eines Bekenntnisses auf. Von nun an galt es bloß, die Richtigkeit des Bekenntnisses, nämlich seine Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, nicht die Wahrheit der Sache selbst zu beweisen. Die Sache selbst trat für die erste Zeit (und diese Zeit dauerte ziemlich lang) in den Hintergrund, um nicht zu sagen, daß an sie nicht mehr gedacht wurde. Die Theologie wurde wesentlich eine philologisch-exegetische Wissenschaft, die sich vorzüglich in Behandlung der dogmatischen Stellen des Alten und Neuen Testaments erging; später trat ein anderer Theil hinzu, der sich mit dem historischen Beweis der Aechtheit und der Glaubwürdigkeit der Bücher, aus welchen die heilige Schrift zusammengesetzt ist, beschäftigte. Heutzutag will man die Bekenntnisse los seyn; und allerdings ist ihre Zeit vorüber. Aber die Meisten, welche sie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache selbst aber ist älter

als alle Bekenntnisse, selbst als das älteste des heiligen Petrus *), und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntnissen nicht mehr wissen will, erst eigentlich die Sache hervor. Man erläßt den Theologen die dicta probantia, die Aechtheitsuntersuchungen und Beweise, und wenn der christliche Glaubensinhalt von Einigen bezweifelt, von den Meisten verworfen wird, so ist es rein der Sache wegen, die man undenkbar und unmöglich findet. Verlangt man (wie billig) von denen welche sich christliche Lehrer nennen, daß sie das Christenthum aufrichtig, d. h. mit eigener Ueberzeugung lehren, so entgegnen sie: Aber das können wir nicht (und das sind die ehrlichen, die so sagen) und wer dürfte ihnen zurufen: Ihr sollt können? Sie würden antworten: Gebt uns die Möglichkeit! sie fordern diese Möglichkeit von der Kirche.

*) Matth. XVI.

Der Arten, wie man früher über diesen Punkt hinwegkam, waren zwei. Die eine, in den Schulen am meisten geltende, die gewaltthätige, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewiesene Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerstreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederschlug. Hiemit war die völlige Barbarey und, ganz gegen die Absicht der großen Reformatoren, ein dem frühern an Blindheit nichts nachgebender, ja ihn übertreffender Autoritätsglauben eingeführt, mit welchem der Vernunft nicht nur, wie man sich heutzutag ausdrückt, das oberste Richteramt in Glaubenssachen, sondern jede Einsprache, jedes auch noch so billige Begehren ja Bitten um Verständigung zum voraus abgeschlagen war. Dieß ging so weit, daß die unentbehrlichen wissenschaftlichen Bestimmungen, durch welche die frühere scholastische Theologie

wenigstens für die formelle Denkbarkeit gewisser Dogmen gesorgt hatte, und über die schon zu Lessing's Zeiten die seichte Aufklärung sich hinweggesetzt hatte, jetzt von der orthodox seyn wollenden Theologie als unnöthig und für den blinden Buchstabenglauben überflüssig beseitigt wurden *). Wie es

*) „Darin sind wir einig," schreibt Lessing an seinen Bruder, „daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möcht' ich mit Dir nicht sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr geübt und gestärkt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie setzen will, als das alte sich anmaßte." — Nachweisungen für anderes oben Berührte waren eben so wohl zu geben, wenn man nicht Weitläufigkeit vermeiden wollte. — Gegen „das oberste Richteramt der Vernunft" spricht neuerlich die Erklärung der k. sächsischen Herrn Minister in Evangelicis, ebendieselben erwähnen unter den Dingen,

aber mit dem obersten Richteramt der Vernunft in Glaubenssachen beschaffen seyn mag, so wird nie eine, den menschlichen Geist wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darstellung des Christenthums erreicht werden, ehe — wir wollen nicht mit Lessing*) sagen: „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten" geschehen ist; denn dieser Ausdruck möchte großen Mißverständnissen unterworfen seyn — aber ehe wenigstens der Vernunft die Möglichkeit der Verhältnisse einleuchtend gemacht ist, auf denen die christlichen Hauptlehren beruhen. Denn die Vernunft, wenn sie Vieles nicht unmittelbar begreift,

---

die sie nicht dulden wollen, auch die Herabsetzung der heiligen Schrift zu dem Range einer bloß historischen Autorität. Man könnte wünschen zu wissen, wie überhaupt und wie gerade bei dem bloß äußerlichen Erweis der Wahrheit des Christenthums die erste Stellung der Schrift eine andere als die bezeichnete seyn könnte.

*) Erziehung des Menschengeschlechts §. 76.

ist um so mehr berechtigt zu verlangen, daß ihr alles begreiflich gemacht werde, wie ja ein großer Theil der anerkanntesten wissenschaftlichen Bestrebungen darauf gerichtet ist, ihr auch die Natur erst begreiflich zu machen.

Ein Abstehen von dieser Forderung ist nur so weit möglich, als der Inhalt des christlichen Glaubens Gegenstand der unmittelbaren innern Erfahrung werden kann; denn an das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift, und in der That noch die letzten unter den einsichtsvollern Theologen einer früheren Zeit erklärten ohne Rückhalt das so genannte Testimonium Spiritus Sancti, d. h. die gefühlte und erfahrne Göttlichkeit des Inhalts als den einzigen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift; allen andern, äußern oder historischen Beweisen schrieben sie nur eine pädagogische Bedeutung

zu. Dieses also ist dann die zweite allein zulässige Art über den Punkt der Möglichkeit hinwegzukommen, die wir im Gegensatz mit jener ersten die *fromme* nennen wollen.

Auf der *Erfahrung* aber kann der Einzelne stehen, nicht so die *Kirche*. Die Erfahrung muß eines jeden *eigne* seyn; was jeder erfährt muß er *an sich selbst*, er kann es nicht an Andern, also auch nicht an einer Gesammtheit Anderer erfahren, wenn schon die gleiche Erfahrung vieler Andern ihn in der eignen bestärken kann. Und so wenig als die Kirche kann die *Theologie* auf der bloßen Erfahrung stehen, die Theologie soll eben das *allgemeine*, über den bloß individuellen Ueberzeugungen schwebende und sie kann darum nur das *wissenschaftliche* Bewußtseyn der *Kirche* seyn.

Der Unterschied unsrer von der früheren, scholastischen Zeit ist eben, daß es um die *Sache*

selbst geht (de capite dimicatur) und alles andere dagegen zurückgetreten ist, daß es sich also auch nicht mehr um die bloß formale, daß es sich um die reale Denkbarkeit handelt. Dieß ist der wahre Fortschritt, der nicht wieder zurückgenommen werden kann, die Forderung, die sich nicht abweisen läßt, welchen Vorwand man nehme, auch nicht mit dem gewöhnlichen, die Unbegreiflichkeit, oder wenigstens das Nichtbegreifen sey nothwendig zum Glauben; denn darin ist nur Mißverstand. Denn alles Glauben ist nur Glauben an die Wirklichkeit, blindes, wenn die Einsicht in die Möglichkeit fehlt (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der äußeren Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingesehen ist. Denn diese Einsicht hebt den Glauben nicht auf, es ist nicht so, daß aus der Möglichkeit nothwendig die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einsehen und

doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt so etwas ganz für sich, unabhängig von aller Wissenschaft, frei sogar von jeder Berührung mit derselben, weil rein von allem Allgemeinen, das Persönlichste, in das als innerstes Heiligthum menschlicher Freiheit nichts von außen, auch nicht die Wissenschaft, eingreift. Das ist der Sinn der unverstandenen, darum so viel mißbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) ist jeder dem andern gleich und der Wissende wie der Unwissende. Daher auch der, welcher die Möglichkeit einsieht (und ein solcher sollte jeder Lehrer seyn) an die Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt, als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an sie glaubt, der für sich bloß an die Erfahrung gewiesen ist. Denn auch jener glaubt an die

Wirklichkeit, der Erlösung z. B., nicht weil er die Möglichkeit einsieht, sondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung. Die Erfahrnng, auf welcher der Glaube beruht, kann der Lehrende dem Lernenden nicht geben; diese zu erlangen wird nach altkirchlicher Erziehungsweise der in den Hauptlehren Unterrichtete in eine andere Schule geschickt, worin — mittelst der dem Volk in dieser Absicht zugänglich gemachten und in die Hände gegebnen Bibel — der heilige Geist selbst Lehrmeister ist. Wohl aber dazu bedarf er des menschlichen Lehrers, nicht nur, daß er ihn beständig in diese Schule weise, sondern, daß er ihm das innerlich Erfahrne auch auslege, ja es ihm in den Zusammenhang erhebe, in welchem es ihm zugleich ein denkbares ja sogar ein wirklich Gedachtes wird. Ein solcher Unterricht wird möglich gemacht durch eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die bloß formale, in welcher vielmehr die reale Denkbar-

keit gezeigt ist. Man könnte einwenden, es sey von dem christlichen Volksunterricht hiemit zu Viel gefordert. Allein, wenn man Geistliche über unkirchlichen Sinn, d. h. vorzüglich über geringe Theilnahme an ihren Predigten klagen hört, so liegt ein Hauptgrund wohl darin, daß zu wenig in diesen gelernt wird, kaum einer durch sie seine Erkenntniß erweitert fühlt, der doctrinelle Inhalt zu mager ist, an ein wirkliches Erbauen, d. h. Aufbauen eines Systems christlicher Einsichten nicht gedacht wird, der bloßen moralischen Salbadereien nicht zu gedenken.

Wir danken den gotterweckten Männern, welche, den frommen Ph. Spener an ihrer Spitze, gegen die scholastische, in die dürrste Verstandeswissenschaft ausgeartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten. Wenn indeß in Folge ihrer Wirkung die formale Theologie ihre Geltung verlor; so war damit zu-

nächst nur dem Rationalismus der Weg gebahnt. Denn für eine reale Theologie, welche an die Stelle der bloß formalen nun kommen sollte, bot die Philosophie keine Mittel dar. Eine bloße sogenannte Herzenstheologie war der Zeit, wie sie damals schon bevorstand, nicht gewachsen. Könnte man mit der bloßen Erfahrung die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philosophie zurückweisen, so bedürfte es keiner Theologie, und Jeder wäre gleichberechtigt, aus seiner innern Erfahrung heraus vor der Gemeinde zu reden, wie dieß ja bei einigen Abzweigungen der protestantischen Kirche der Fall ist. Nicht fragt sich daher, ob Theologie seyn soll, sondern nur welche seyn soll.

Inzwischen nun aber haben Einige, die es zu keiner Theologie gebracht zu haben, und es auch zu keiner bringen zu können sich bewußt sind, einer bekannten Taktik gemäß, die einen hoffnungslos gewordenen Kampf gern von einem Gebiet

auf ein anderes spielt, statt der Frage um die Theologie die Frage um die Verfassung der Kirche auf die Bahn zu bringen gesucht und damit einen weit verbreiteten zustimmenden Wiederhall gefunden. Wenn sie dabei alle ihre Hoffnung darein setzen: es werde eine in's Leben zu rufende Kirchenverfassung der Kirche dazu helfen, sich selber neukräftig zu gestalten, so ist die natürlich erste Frage: woher der so beschaffenen Kirche die Verfassung kommen soll. Von ihr selbst? Ja, wenn in ihr nur irgend ein Selbst, ein gemeinschaftliches Bewußtseyn anzutreffen wäre, statt dessen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen sieht, die sich über eine Verfassung so wenig einigen würden, als über die Theologie, welcher man auf diese Weise aus dem Wege gehen wollte. Was bliebe daher übrig, als daß die einzige bis jetzt vorhandene allgemeine Macht, die politische sich in's Mittel schlüge und dazu hergäbe,

eine Kirchenverfassung zu dictiren, in der Hoffnung: das religiöse Verständniß, in welchem erst die eigentliche Kirche ist, also die Kirche selbst würde dann schon nachkommen. Ohne das doppelt Widersinnige, das hierin liegt, weiter hervorzuheben, ist es bemerkenswerth, daß freisinnig seyn wollende Theologen, in vollkommener Rathlosigkeit, gegen Skandale und Verwirrungen, in die sie übrigens selbst mit die Kirche haben gerathen lassen, ebenso, wie man sonst nur den Anhängern einer veralteten Dogmatik vorzuwerfen pflegt, die Hülfe des Staats herbeirufen.

Das Bekenntniß, mit welchem der Protestantismus auftrat, hatte zunächst nur seine Bedeutung gegen die Kirche von der er sich trennte, und mit der, eben weil mit ihr einst vereinigt, er sich auseinanderzusetzen hatte. Aber mit Aufstellung der Lehren, durch die er sich von ihr schied, war seine

Mission nicht vollendet. Es bleibt immer die Frage: warum legte er denn auf jene Lehren ein so großes Gewicht? Sie konnten wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung seyn. Er suchte mit ihnen selbst noch etwas Höheres und Allgemeineres. Er suchte die unsichtbare Kirche, an deren Stelle, sie verdrängend, die äußere und sichtbare sich gesetzt hatte. Wir können auch sagen: er suchte die wahre Kirche, deren wesentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit ist *). Die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige, und daher nicht die wahre seyn können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und wesentliche seyn, die beruht auf der absoluten Allgemeinheit der christlichen Principien selbst, und erreicht ist, wenn eben diese Allgemeinheit erkannt, wenn erkannt ist, daß

*) Er hat das una et catholica nicht aufgegeben, sondern für die ecclesia invisibilis festgehalten.

das Christenthum zu seiner Voraussetzung keine andern Verhältnisse hat, als durch welche auch die Welt besteht, daß der Grund des Christenthums gelegt ist, ehe der Welt Grund gelegt war, daß Christus in diesem Sinne der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte ist *).

---

*) Es gibt noch immer Viele, die sich bemühen, ja sich plagen, das ewig Wahre im Christenthum zu entdecken; ihr Unglück ist, daß sie unter dem ewig Wahren alles das meinen, was keines Nachdenkens bedarf, was Jeder von selbst weiß, wie ihnen Vernunft der Verstand ist, den Jeder hat. Es geht ihnen mit dem Ewigen wie mit dem Allgemeinen, das sie mit dem Richtigen verwechseln, wonach das allgemeinste Bekenntniß das ist, das nichts bekennt. — Eine andere mögliche Anwendung des oben Gesagten wäre auf die etwa vorhandene Meinung, mit den Resultaten einer gelehrten und in dieser Hinsicht anerkennenswerthen Kritik, durch welche Verfasser und Abfassungszeit neutestamentlicher Schriften zweifelhaft werden sollen, das Christenthum selbst erreichen zu können. Das wäre die Einbildung derer

Alles aber, was auf Erkenntniß beruht, hat der Natur des menschlichen Geistes zufolge nur einen stufenmäßigen Fortgang, eine allmälige Entstehung. Die Reformation war daher von Anfang unvollendet, nur der Beginn dessen was werden sollte, nicht es selbst. So lang er nun jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, war der Protestantismus zwar — auch Kirche, aber nur eine Art von Kirche. War die Kirche in ihm verwirklicht — so wie sie allein

---

zu Babel, die sich auch einbildeten, einen Thurm zu bauen, deß Spitze an den Himmel reiche. Das Christenthum ist selbst älter als das Christenthum, nämlich als das jener Bücher, deren Inhalt außerdem nach seiner wahren Bedeutung verstanden seyn müßte, ehe man über ihren Ursprung mit Sicherheit urtheilen könnte. Ist es eine platte Philosophie, welche ein solches Verständniß hindert, so hat sie solche gelehrte Umstände nicht nöthig, ihr muß es sich a priori und von selbst verstehen, daß eine Lehre wie das Christenthum nur ein Gewebe successiver menschlicher Erfindungen, ohne alle objective Wahrheit seyn kann.

verwirklicht seyn kann, im Geist und in der Erkenntniß; so ergab sich die äußere und sichtbare Gestalt von selbst. So lang die Kirche in ihm nur im Werden ist, kann auch die Verfassung nur eine vorläufige, einstweilige seyn, und anders haben es die Reformatoren selbst nicht gemeint mit den Einrichtungen, die sie im Drang der Umstände ihrer Kirche gaben. Nicht zufällig war es, nicht bloße Dankbarkeit gegen die Fürsten, welche die Anfänge der Reformation geschützt und beschirmt hatten, war Ursache, daß diesen die oberste Aufsicht über eine Kirche belassen wurde, welche außer dem Gegensatz, den sie in der römischen außer sich gelassen hatte, in ihr selbst auftauchende, bei weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegensätze, die sie weder wie die bloß äußre Kirche mit eiserner Faust unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinanderweichende Meinungen zu beherrschen vermögenden Erkenntniß niederhalten

konnte. Nicht d i e Kirche, sondern nur eine Kirche, und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr selbst als bloße Partey angesehen, war sie in der Lage, wo nur das Dazwischentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteyen stehenden Macht das Aeußerste verhindern konnte. Es ist baarer Undank, wenn man nicht einsieht, daß eine Kirche, wie die protestantische noch jetzt ist, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht bestehen könnte, und thöricht zu glauben, daß selbst diese ihr eine Verfassung zu geben vermöchte, bei der sie dann sich selber regieren und aller weitern Dazwischenkunft entrathen könnte. Von der andern Seite dürfen wir zu der Gesinnung unserer Fürsten, und am gewissesten zu der des mächtigsten unter ihnen vertrauen, daß sie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß ansehen und sie nicht aus den Händen lassen werden, so lang das Ziel unerreicht ist, am we-

nigsten sie irgend einer selbst hervorgerufenen Gewalt übergeben, von der vorauszusehen wäre, daß sie dem Fortgang zu jenem Ziel, d. h. der fortschreitenden Wissenschaft nur feindlich oder hemmend entgegentreten würde.

Wir hoffen dieß, obgleich wir einsehen, daß der Staat, wenn er jener Oberaufsicht sich annimmt, nur eine peinliche Pflicht erfüllt, wobei, da er selbst nicht Partey seyn darf, nur seine überlegene Welterfahrung oder ein allgemeines Rechtsgefühl ihm zur Richtschnur dienen kann. Oder wäre ihm, der das menschliche Leben von allen Seiten und in den mannichfaltigsten Beziehungen ganz anders kennt, als an Geist und Herz vertrocknete Büchergelehrte, wohl zuzumuthen, dem Werk der Zerstörung gleichgültig zuzusehen, die Kirche im wilden Zusammenstoß der Meinungen sich vollends aufreiben zu lassen, wenn er fühlte, welche trostlose Oede und Langeweile der völlige Untergang

des Christenthums über alle menschlichen Verhältnisse verbreiten müßte, welche moralische Wüste, in der kein Mensch und am Ende selbst die nicht leben möchten, die sie herbeigewünscht hatten? Zuzumuthen, sich des Christenthums soweit anzunehmen, daß es, als etwas einmal Eingeführtes, Scheines halber, der Form nach, oder als bloße Einkleidung fortbestände, innerlich aber aufgegeben wäre; als müßte er nicht in allen Verhältnissen auf Ernst und Wahrheit halten, zumal aber in allen öffentlichen der Lüge feind seyn: denn die in dem einen geduldete würde bald über alle sich verbreiten und zuletzt das Innerste des Staates selbst verfälschen? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Absicht, gewisse Wahrheiten die ihnen heilbringende und seligmachende waren nicht untergehen zu lassen und auch für die nachkomenden Geschlechter zu erhalten, mit der Verkündigung derselben verbundenen Ehren, Vortheile

und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben diese Wahrheiten zu untergraben, oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der bestehenden Ordnung, oder Aufreizungen, die keine andere Absicht haben können, als die wichtigsten und innerlichsten Fragen zur Entscheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen (wovon zur Entscheidung durch die Fäuste nicht mehr weit ist), nicht mit aller ihm zustehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuthen, daß er des armen Volks sich nicht annehme, wenn es durch schmeichelnde Worte und gleißende Reden, in denen übrigens der Name Christi gepriesen wird, um das schlechte und rechte Christenthum gebracht werden,*) oder wenn ihm

*) „Wie der Wind Cäcias so fein sanft, weich und warm wehet, damit die Blüthe herauslocket zu ihrem Verderben, also thut der Teufel auch, welcher

zwar das geschichtliche Christenthum gelassen werden soll, aber als bloße schlechte Vorstellung und nur uneigentliche Wahrheit, indeß der denkende Lehrer die wahre, die eigentliche Wahrheit für sich behalte (nebenbei ein trefflich Fündlein, den dünkelhaftesten geistlichen Hochmuth einzuführen)? Wäre endlich der Staat selbst dann so sehr im Unrecht, als Manche es vorstellen, wenn er — ohne auch der kühnsten Forschung und Lehrweise, so lang sie nur wissenschaftlich ist und den nothwendigen öffentlichen Anstand nicht verletzt, etwas in den Weg zu legen; ohne irgendwie sogenannte Rechtgläubigkeit vorschreiben, begünstigen oder hervor-

---

gedenkt, Christum zu vertilgen eben indem er ihn lehret: denn das kann der Teufel wohl leiden und nachgeben, daß Christus über die Zunge gehet, und er dieweil darunter liegt, daß den Leuten die Ohren gekitzelt und sie angesteckt werden mit dem, was sie gern hören." Dr. M. Luthers Tischreden, K. XXXII.

rufen zu wollen*); ohne dem Christenthum den Fortgang zu derjenigen Freiheit, welche erst die vollkommene seyn wird, zu verkümmern, ohne es in den Particularismus zurückstoßen zu wollen, aus dem es heraus strebt, und in dem es nur wieder zu Grunde gehen könnte — wenn er dennoch, unbesehen gleichsam und ohne Untersuchung, aber ebendarum auch keiner solchen vorgreifend oder vorschreibend, nicht der zufälligen Form son-

*) Davon wäre auch unter Verhältnissen wie die jetzigen — nicht eine ächte und lautere, sondern nur eine gemachte, verschrobene und verfälschte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinsten Rationalismus, wenn er nur übrigens ehrlich ist, weit vorziehen müßte. Für eine ganze vertrackte Theologie dieser Art kann ein einziges, angeblich bei der Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgard gesprochenes Wort gelten: „Die persönlich gewordene Gemeindewahrheit ist der Gottmensch, als das Wort, welches Fleisch ward.“ (s. Berl. Allg. Kirchenzeitung von 1845 No. 76.)

dern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für sich hat, als Meinungen, die von gestern sind? Das alles wäre nur menschlich, billig, gerecht, und jeder müßte sich schämen, der es anders fände.

Dennoch ist das letzte und auf alle Weise begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staat frei werde, denn dieses Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung seyn. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darstellung gefunden, hält der Kirche beständig das Maaß vor, bis zu welchem sie ihr Bewußtseyn zu erweitern, ihr Wissen zu steigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu stehen, um zugleich ihm zur Ergänzung — zu *seinem* Bewußtseyn zu werden, durch das er sich über sich selbst erhebt, von sei-

ner Einseitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als frei von sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist. Er hat Recht, die Kirche unter sich zu halten und demgemäß zu behandeln, die sich nur in der Abschließung vom allgemeinen Bewußtsein und im Widerspruch mit demselben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen; sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der innern Selbständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt. Und auch nicht frei lassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei seyn von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern sondern als den wahrhaft und durch sich selbst allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß ist die wahre Strömung der Zeit, von

der selbst die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieselbe wohl fühlt, aber nicht versteht.

Möglich, daß durch wiederhergestellte alte oder improvisirte neue Einrichtungen der deutschen protestantischen Kirche etwas mehr Stabilität gegeben, gewisse Ausschreitungen in ihr leichter in Schranken gehalten werden, (wiewohl was die vorhandenen Formen betrifft, manche so eng mit der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volksstammes, bei dem sie sich finden, zusammenhangen, daß es schwer, ja unmöglich seyn wird, sie allgemein zu machen). Wenn man aber die Frage aufwirft, wo der Protestantismus das vorgesteckte Ziel am ehesten erreichen werde, so antworten wir ohne Bedenken: eben da, wo er am längsten gezaudert, sich eine feste äußere Gestalt zu geben, wo er sich am meisten alles frei erhalten hat.

besser immer dieses Precäre seiner Existenzformen, dieses Schwankende seines Kirchenrechts, so lang er nur eine Kirche, und nicht die Kirche geworden ist (denn diese erst hat das unbedingte und unzweifelhafte Recht zu existiren), aber immer besser dieses Unklare seines Rechts, als eine vollkommen befestigte äußere Existenz, die nicht ohne einen Rückfall zu erlangen gewesen wäre und nur eine Bastarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus hätte seyn können, wie in England. Wenn die deutsche protestantische Kirche die Umstände, in denen sie sich befindet und an denen jetzt so Viele sich ärgern, im Zusammenhang mit dem Ziel betrachtet, so wird sie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Christi selbst „höher achten denn die Schätze Egypti," als die glänzendste äußere Verfassung, welche sie an Erreichung jenes Ziels verhindert hätte. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark; wird sie mit dem Apostel,

ihrem Vorbild, sagen; schwach der äußern sichtbaren Gestalt nach ist sie stark inwendig, als die ganze Kraft des ersten Princips noch unverschwendet in sich bewahrend, und im Bewußtseyn des unverlierbaren Ziels. Und denen, welche ihr die gegenwärtigen Zustände vorhalten, wird sie antworten, daß diese Leiden nicht werth sind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch sich selbst siegreichen Christenthums.

Kirche und Staat — das sind die zwei Gebiete, in denen allein sich die Philosophie mit dem öffentlichen Lebeu berührt, und beide sind ihr so nahe gelegt, daß, wie mißtrauisch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, sie durch nichts abgehalten werden kann, sich angelegentlichst mit ihnen zu beschäftigen. Steffens

trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derselben Freimüthigkeit, wie er sich über religiöse und kirchliche Verhältnisse geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlassung über Zustände und Principien des Staats sich erklärt. Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte, als seine geistigen Hervorbringungen. Zu einer Analyse seiner naturphilosophischen Werke, z. B. der großen Anthropologie, seiner Religions-Philosophie u. a. mangelten Zeit und Kräfte, aber überhaupt den Lobredner so wenig als den Beurtheiler seiner wissenschaftlichen und andern Werke zu machen, konnte bei der Nähe unseres Verhältnisses und der Uebereinstimmung unserer Bestrebungen als schicklich erscheinen. Mir stand nur zu, Zeugniß abzulegen für sein hohes und durch-

aus reines Wollen; wie ich mehr gewiß als irgend einer unter den hier Anwesenden Ursache hatte, ihm das Wort des römischen Dichters nachzurufen:

> Vielen Guten starb er beweint,
> Niemand beweinter als mir selbst.

Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr wofern ich im Stande war, den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, so konnte dieß auf die würdigste und seinem Sinn gemäßeste Weise nur geschehen, wenn ich an seinen Namen ein frei, vom Herzen weggesprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigsten Fragen ernstlich Strebenden zu einiger Verständigung und Weisung dienen konnte. In diesem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es ist ein weiter Weg von den ersten Anfängen aller Speculation durch alle nothwendigen

Zwischenglieder bis zu den letzten Resultaten, in welchen das höchste Menschliche sich zusammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete seines Wesens eine unverwüstliche Jugend des Geistes war. Sahen wir in der letzten Zeit mit Schmerzen seinen körperlichen Zustand dem Verfall sich nähern, der Geist hielt sich aufrecht, und wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und sah, wie er in freier, überströmender Rede, mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchsten Dingen redend, sein Inneres aufschloß, der wird mir darin beistimmen, daß man von ihm sagen könne: Er ist in seiner Jugend gestorben.

Zwar ein langes und reiches Leben hatte er zurückgelegt; durch besondere Fügung mit auf den Schauplatz der denkwürdigen Ereignisse geführt, durch welche des deutschen Vaterlandes Freiheit

und Selbständigkeit, wenn nicht soweit, als kühnere Wünsche für möglich gehalten, aber denn doch errungen und erkämpft worden, wußte er wieder in die bescheidene Stille des akademischen Lehrers zurückzutreten, auch hier übrigens stets bereit, von dem deutschen Volke die inneren Gefahren abzuwehren, die ihm nur zu oft und gerade in Zeiten großer Wendepunkte durch vordringliche Unfähigkeit oder Unbedachtheit bereitet worden. Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande seiner Wahl, Glück nnd Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von seinem edeln, aufs Höchste verehrten Könige, hat er neben dem Dank auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geistig bewegten und äußerlich wechselvollen Lebens die erquickende Frische seines Geistes und seine gegen alle Menschen liebevolle Gesinnung davongetragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erin-

nerung an diese schönste, höher als jede geistige Begabung anzuschlagende Eigenschaft diesen dem Andenken des theuern Freundes gewidmeten Vortrag zu schließen.

Der letzte geistige Nachlaß eines so allgemein gelesenen und von so vielen geliebten Schriftstellers wie H. Steffens sollte eigentlich keiner Bevorwortung bedürfen, zumal wenn sich unter demselben so werth- und belangvolle Arbeiten befinden, wie (um diejenigen zu nennen, die in den Kreis meiner Beurtheilung fallen) die über Pascal und die über die Lebensumstände des Jordanus Brunus, dann der Aufsatz über die wissenschaftliche Behandlung der Psychologie, leider Bruchstück geblieben, aber dennoch anziehend, weil aus ihm zu ersehen ist, mit welcher Wissenschaft der Verewigte sich zuletzt beschäftigte, und welche Richtung er eben derselben zu geben dachte.

Da indeß irgend ein Vorwort dennoch unerlaßlich schien, so habe ich, die Abneigung gegen jede partielle Aeußerung über Philosophie für dieß Mal überwindend, angenommen, daß der bei Eröffnung meiner Vorlesungen im vergangenen Sommerhalbjahr zu Steffens Andenken gehaltene Vortrag statt eines solchen wohl würde gelten können, wenn es auch Manchen vorkommen möchte, als ob der Charakter von Improvisation, den eine Gelegenheitsarbeit unter allen Umständen an sich trägt, und der auch diesem Vortrag durch einige Erweiterungen nicht genommen werden konnte, wenig stimme zu dem Ernst und der Wichtigkeit der Gegenstände, die in ihm zur Sprache kommen. Ich überzeugte mich inzwischen, daß dieses Fragmentarische doch mehr nur ein äußerliches und scheinbares und übrigens der Zusammenhang der zu Grunde liegenden Denkweise gar wohl einzusehen sey, wenn man nur den guten Willen und so viel Combination, als zum Verständniß jeder Art von philosophischer Darstellung erforderlich ist, dazu mitbringe, und nicht etwa überhaupt nur das verstehe, worauf sich irgend

eine der gangbaren, zu beliebigem Gebrauch bereit stehenden Bezeichnungen anwenden lasse.

Mein Antheil an der Publication dieses Nachlasses hat sich übrigens weder auf die letzte Redaction, deren einige Aufsätze bedurften, und noch weniger auf die Correctur der Druckbogen erstrekken können, bei welcher, ohnerachtet der Sorgfalt mit der des Verewigten vieljähriger Freund, Herr Professor von der Hagen sie beaufsichtigte, dennoch nicht zu verhüten war, daß durch hartnäckiges Besserwissenwollen eines Correctors in dem ersten Aufsatze als Herausgeber von Pascal's Pensées Bossuet stehen blieb. Gesorgt indeß wurde, daß solche Druckverstöße durch ein vollständiges Verzeichniß, so weit dieß überhaupt geschehen kann, gut gemacht wurden.

Um einem möglichen Mißverständniß zu begegnen, sey noch bemerkt, daß der S. 43 unter den Schriftstellern über Jordanus Brunus genannte Jordanus der 1700 in Berlin geborne — späterhin durch Friedrichs d. Gr. Freundschaft und Briefwechsel berühmt gewordene Franzose Jordan ist, wie dieß aus dem Titel seiner klei-

nen Schrift: Caroli Stephani Jordani, V. D. apud Potzlovienses Ministri Gallicani, Disquisitio historico-literaria de Jordano Bruno, Nolano. (eine Jahrszahl hat weder der Titel noch die Zueignungsschrift) sich abnehmen läßt.

Möge nun diese Sammlung als das Letzte, was von einem lebensvollen und höchst liebenswerthen Geiste uns übrig geblieben, überall wohin sie bringt freudige Theilnahme erwecken!

Berlin, Ende Aprils 1846.

Schelling.

Pascal

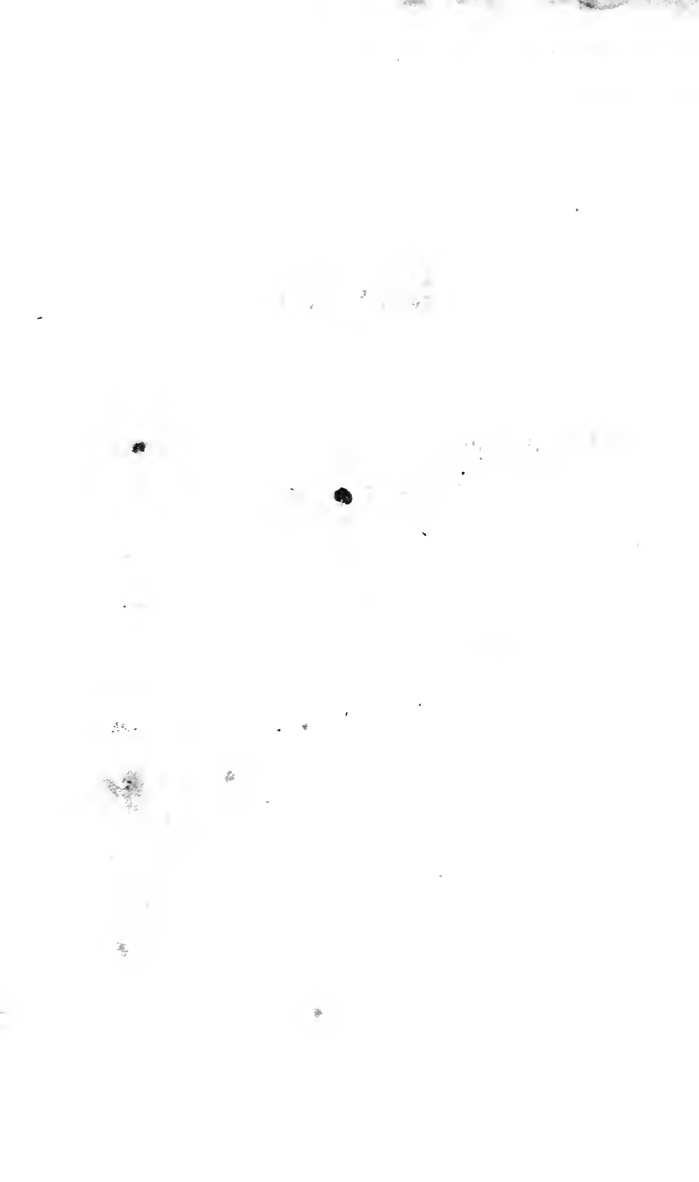
und

die philosophisch-geschichtliche Bedeutung seiner Ansichten.

Von

Henrich Steffens.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 27. April 1837.



Blaise Pascal ward zu Clermont in Auvergne geboren den 19. Juni 1623, als Richelieu das Regiment in Frankreich lenkte, und starb den 19. August 1662, ein Jahr nach Mazarin's Tod. Sein ganzes Leben fiel also in eine Zeit großer Gährungen, die, durch Heinrich den Vierten beschwichtigt, nach dessen Tode in allen Richtungen wieder auszubrechen drohten, durch Richelieu kaum zurückgedrängt, nachdem dieser gestorben war, die verhängnißvolle Bildung der Fronde hervorriefen. Schon als Knabe kam er nach Paris und als Mann erlebte er den Gipfel der Unruhen, die wir als den Anfang der Revolution in der civilisirten Welt betrachten können. Denn es war nicht blos von particulären Interessen einzelner Stände die Rede. Der Begriff des Staats ward in Frage gestellt. Karl der Erste war in England ermordet, Hobbes und Hugo Grotius, jener wilder, die-

ser besonnener, wissenschaftlicher, hatten das Fundament der traditionellen Staaten durch ihre Reflexionen unterwühlt, und der Krieg der Meinungen, jetzt fast zweihundertjährig, fing damals an, ruhte nur scheinbar, und ist noch nicht geschlossen. Eine Zeit, in welcher zwei Cardinäle die Theologie mit der Politik vertauschten, in welcher Retz Cardinal wurde, mußte für einen Mann, wie Pascal, eine sehr wichtige sein, und auf seine ganze Entwickelung einen entschiedenen Einfluß ausüben.

Denn auch in der Kirche, für welche er ganz lebte, fanden bedeutende Gährungen Statt. Die Erbitterung gegen die Hugenotten war durch die Blutströme der Bartholomäusnacht nicht erloschen. Kurz vor seiner Geburt war der Friede zu Montpellier mit den Hugenotten geschlossen. Man konnte ihn nur einen unsichern Waffenstillstand nennen. Der Krieg mit politischen Unruhen und Hofintriguen verschmolzen, brach immer von Neuem hervor. Wichtiger noch war für Pascal die Reformation — wie wir sie wohl nennen können, die innerhalb der katholischen Kirche selbst, durch Jansenius mehr vorbereitet, als herbeigeführt wurde.

Es war das Wiederaufleben des alten, rein geistigen und speculativen Elements der Kirche, wie es sich durch Augustin ausgebildet hatte, und durch eine

lange Reihe von Jahrhunderten immer mehr in Aeußerlichkeiten verschwunden war. Denn davon war die Rede: ob das sinnliche Leben, festgehalten innerhalb seiner Grenze, irgend einen Keim zum höheren Geistigen aus sich zu entwickeln vermöchte (der Semi-Pelagianismus der herrschenden Kirche). Die Generatio aequivoca auf ihrer höchsten Stufe. Der Jansenistische Begriff der Gnade setzte das höchste, geistige Leben in der Liebe voraus, wo es gedeihen sollte; wie alles Lebendige nie aus einer blos sinnlichen Erscheinung abgeleitet werden kann, sondern sich selbst voraussetzt. Wie diese Jansenistische Lehre praktisch durch die Frauen und zugleich, als Lehre, durch die mit ihnen verbundenen Männer in Port-Royal sich entwickelte, ausbreitete und den geistreichsten Repräsentanten in Antoine Arnauld fand, war es ein Zurückziehen der katholischen Kirche selber von den Aeußerlichkeiten, in welche sie gefesselt war, zum rein Geistigen der Gesinnung. Wie tief und mächtig diese Gährung den Pascal ergriff, ist bekannt.

Aber eine dritte Bewegung seiner Zeit drängte sich in die frühreife Jugend dieses merkwürdigen Mannes höchst bedeutend hinein. Es war jene fröhliche Zeit naturwissenschaftlicher Entdeckungen, als das frische Bewußtsein, die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, die scharfen Verhältnisse der reinen That-

sachen auffassen und bestimmen zu können, die tiefsten Geister ergriff. Keppler und Galiläi waren da gewesen, Baco hatte für dasjenige, was die Zeit bewegte, den gemeinsamen Ausdruck gesucht. Teleskope und Mikroskope hatten den Menschen eine Unendlichkeit in doppelter Richtung aufgeschlossen. Während die Völker sich in sich und untereinander bekämpften, während religiöse Parteiungen in den drei civilisirtesten Ländern Europa's sich wechselseitig vernichteten, war hier ein stilles Bündniß der Geister entstanden, welches von den Kämpfen der Völker, wie von den religiösen Ansichten abgewandt war. Es war bestimmt, eine neue Zeit am tiefsten zu begründen; denn vergleichen wir die neue Zeit mit der alten, so wird man nicht leugnen können, daß die Naturwissenschaft in ihrer eigenthümlichen Entwickelung das bedeutendste Unterscheidungsmittel darbietet. Durch die mathematisch-strenge Bestimmtheit im Festhalten und Erkennen aller Verhältnisse, durch die, mit dieser gegebene reinliche und sichere Sonderung, ward der Zeit die Aufgabe entschieden vorgelegt, Thatsachen zu verificiren, durch welche die unreine Mischung von unbestimmter Ahnung und schwankendem Auffassen gegebener Verhältnisse auf immer verdrängt werden sollte.

Pascal trat als Jüngling, ja schon als Knabe, in diesen Bund. Mersenne, Roberval und Andere,

die an der lebendigen Entwickelung der Naturwissenschaft der damaligen Zeit thätig Theil nahmen, waren die Hausgenossen seines Vaters, und Cartesius war sein Freund.

Es schien, als müßte diese Richtung den jungen Pascal ganz in Anspruch nehmen. Ein bewundrungswürdiges Talent, welches Eltern und Freunde in Erstaunen setzte, unterstützte die günstigen äußeren Verhältnisse. Es ist bekannt, daß er schon als Kind die Fähigkeit der scharfen Auffassung gegebener Erscheinungen auf eine auffallende Weise entwickelte. Es wird erzählt, daß er in seinem elften Jahre einen Aufsatz über die durch den Stoß erregte Bewegung in den klingenden Körpern und über ihre plötzliche Hemmung durch einen Druck, ausgearbeitet habe. Der Vater wollte den Knaben in seinen jüngern Jahren vorzüglich mit den Sprachen beschäftigen, und fast erschrocken über die Lebhaftigkeit, mit welcher er Erscheinungen, die ihm auffielen, scharf auffaßte und zu erklären suchte, hielt er ihn von allem mathematischen Unterricht entfernt. Der Knabe aber ward, nachdem er, begierig fragend, den Gegenstand der Mathematik, roh angedeutet, durch den Vater kennen gelernt hatte, zum eigenen Nachdenken gebracht und arbeitete sich in seinen Freistunden, indem er eigene technische Ausdrücke und eigene mechanische Hülfsmit-

tel ersann, bis zur sechsten Proposition des Euclides hindurch. Der Vater überraschte den Knaben bei dieser heimlichen Beschäftigung und ließ nun dem bewundrungswürdigen Talent seinen freien Lauf. In seinem sechszehnten Jahre schrieb er einen Aufsatz über die Kegelschnitte, der allgemeines Aufsehen erregte. Cartesius, wie Bayle in dem Artikel „Pascal" erzählt, hielt eine solche Ausarbeitung in diesem Alter nicht für möglich und schien auch jene frühere Selbstentwickelung des Knaben in Zweifel zu ziehen. Frühzeitige Talente der Art sind aber nicht so selten. Seltener ist es, daß sie, durch die Einseitigkeit der Entwickelung in einer starren Vereinzelung gefesselt, eine geschichtliche Bedeutung erhalten.

So durch ein eigenes, höchst merkwürdiges Talent getrieben, durch die günstige Umgebung ermuntert, trat der Jüngling in das fröhlich erregte, auf die Naturforschung hingewandte Geistesleben hinein. Wie bedeutend diese seine Umgebung war, erhellt schon daraus, daß die Versammlungen der Gelehrten bei seinem Vater, an welchen er schon, fast als Knabe, Theil nahm, und die auf die Belehrungen des Jünglings horchten, den Keim der französischen Akademie der Wissenschaften enthielten, die von Richelieu beschlossen, wenige Jahre nach Pascal's Tode eröffnet wurde.

In der That schien die Thätigkeit des Jünglings ganz dieser Richtung zugewandt, und man erlaube uns, was hier nur im Allgemeinen mit unserer Absicht zusammenhängt, Pascal's geschichtliche Bedeutung als Mathematiker und Physiker kurz anzudeuten. In der Geschichte der Physik bezeichnet Pascal's Name eine Untersuchung, durch welche Torricelli's große Entdeckung erst fruchtbar wurde. Auch hier finden wir Cartesius dem jungen Pascal feindlich gegenüberstehend. Dieser schloß bekanntlich, daß wenn der Druck der Luft, wie Torricelli vermuthete, die Quecksilbersäule in der Barometerröhre hebe, mit der Abnahme des Drucks in höheren Regionen die Säule sinken müßte. Versuche, zuerst im Kleinen in seinem Hause, dann nach seiner Aufforderung im Großen auf dem Gipfel des Mont d'Or durch seinen Schwager Perier angestellt, entschieden über diese, nicht allein für die Physik wichtige Aufgabe. Aber Cartesius behauptete, diesen Gedanken dem Pascal früher mitgetheilt zu haben. Die Schwäche des berühmten Philosophen, sich durch ähnliche Behauptungen bedeutende Entdeckungen zuzueignen, ist bekannt und Pascal's Recht auf die Entdeckung ist anerkannt. Er sah auch die Quecksilbersäule durch Verdünnung der Luft, durch Saugen, sinken, ein Versuch, der directer gegen die Hypothese von einem Horror Vacui gerichtet war.

Er gründete auf diese Versuche Werke über die Schwere der Luft und über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, in denen Stevin's hydrostatische Entdeckungen zuerst mit mathematischer Schärfe bestimmt wurden. Wer die große Revolution, die durch die Widerlegung der Hypothese von Horror Vacui in der Denkweise der Zeit hervorgerufen wurde, erwägt, der wird, was auch allgemein anerkannt ist, dem Pascal neben dem Cartesius einen bedeutenden Antheil an dieser Umwälzung zuschreiben müssen.

Obgleich seine Rechenmaschine keinen Eingang gefunden hat und durch die Erfindung der Logarithmen überflüssig wurde, legte sie doch einen Beweis von seinem Tiefsinn ab. La-Place, in der Vorrede zu seinem Werk über den Wahrscheinlichkeits-Calcül, nennt Pascal als den eigentlichen Begründer dieser Lehre; und durch die Entwickelungen der Functionen der Cycloide stellte Pascal sich dem berühmten Wallis gleich, wenn er ihn nicht übertraf.

Wäre nur diese Richtung seiner geistigen Productivität bekannt, so würde er schon durch sie zu den ausgezeichneten Geistern einer bedeutenden Zeit gehören; aber in den letzten Jahren seines kurzen Lebens trat eine andere hervor, die ihn eben so berühmt gemacht hat, obgleich sie, unserer Ueberzeugung nach, keinesweges gehörig geschätzt und verstanden ist, und

die den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll.

Wer kennt Pascal's Pensées und Provincialbriefe nicht? Sie sind schon äußerlich betrachtet, durch den Eindruck, den sie gemacht haben, sehr merkwürdig. Ein junger kränklicher Mann, der sich von der Welt zurückzieht, der in einer Art religiöser Strenge lebt, die fast legendenhaft erscheint, der allen Genüssen entsagt, nur für die Armuth und für das Gebet lebt, der einen Stachelgürtel auf dem bloßen Leibe trägt, um durch den Druck jede Aeußerung selbstsüchtiger Eitelkeit zu unterdrücken, arbeitet zwei Werke aus, die beide völlig aus diesem Sinne hervorgehen, und, anstatt etwa eine religiöse Secte zu bilden, wird er ein Heros der Literatur seines Landes. Diese Werke, deren Gegenstand so ganz abweicht von der schon damals herrschenden und später immer mächtiger gewordenen Ansicht, genießen noch ein ebenso bedeutendes Ansehen, wie zur ersten Zeit ihrer Entstehung. Selbst während man Pascal's religiöse Gesinnung geringschätzte, ja verachtete, bewunderte man ihn, und wie die erste unvollständige Ausgabe seiner Freunde das Erbauliche einseitig hervorhob, so konnten Condorcet und Voltaire sich entschließen, eine, freilich im entgegengesetzten Sinne eben so einseitige Ausgabe zu veranstalten. Die älteren, wie die letztgenannten

Herausgeber fanden sich offenbar mit den Pensées in Verlegenheit. Die älteren befürchteten, daß die Kühnheit und der geistige Umfang mancher Gedanken seinen Glauben verdächtig machen könnten, und die letzteren konnten diesen nicht begreifen. Jene glaubten daher, indem sie die weltlichen Gedanken, diese, indem sie die christlichen unterdrückten, diesen, ihnen unverständlichen Menschen von den störenden Elementen zu reinigen, jede auf ihre Weise. Mon ami, äußerte sich Voltaire gegen Condorcet, vous lassez point de répéter que depuis l'accident du pont de Neuilly, le cerveau de Pascal était dérangé. Es ist wahr, daß das Ereigniß bei der erwähnten Brücke einen tiefen Eindruck auf Pascal machte. Die wildgewordenen Pferde drohten ihn mit dem Wagen einen steilen Abhang hinunter zu werfen und seit der Zeit glaubte er erwachend, zwischen Wachen und Schlaf, einen tiefen Abgrund dicht neben sich zu erblicken, der ihn hinabzuziehen schien. Richtig bemerkt aber Bossuet, der bekannte, völlig gewissenhafte Herausgeber seiner sämmtlichen Werke: Il n'y a qu'une petite difficulté dans ce système; ce cerveau, derangé en 1654, produisit en 1656 les Lettres provinciales et en 1658 les Solutions des problèmes de la roulette.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen zwar die

Pensées oft genug nennen, aber ihnen dennoch nur eine geringere Aufmerksamkeit geschenkt haben, als man erwarten sollte. Es giebt nur eine deutsche Uebersetzung der Pensées von Kleuker, und zwar nach den älteren unvollständigen Ausgaben. Heydenreich hat einen etwas leichtsinnigen Anfang gemacht, einige Artikel der alten Ausgabe wieder zu übersetzen und mit flüchtigen kantisch=religiösen Bemerkungen zu begleiten. Das kaum angefangene Werk ward schnell abgebrochen, und obgleich das Titelblatt keine Jahreszahl enthält, so ist mir die Erscheinung dieser Schrift doch sehr wohl erinnerlich. Sie kann nicht früher, als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen sein. Wie unbekannt Pascal damals noch sein mußte, so oft er auch citirt wurde, erhellt schon daraus, daß Heydenreich nicht einmal die neuere vollständige Ausgabe von Bossuet von 1779 kannte. Mir ist kein neueres Werk über Pascal's Pensées bekannt. Ein Freund nannte mir einen Aufsatz von Dr. Veit in Hamburg, wahrscheinlich in irgend einem Journal, den ich aber nicht habe auftreiben können. Rixner und Erdmann fertigen ihn mit wenigen Zeilen ab. Pascal ist in der neuern philosophischen Literatur, wie Baco, zu einem Motto zusammengeschrumpft, und wie der Letztere fast nur durch das bekannte: non fingendum aut excogi-

tandum, sed inveniendum etc. bezeichnet wird, so scheint die Erinnerung an Pascal's Pensées sich ganz in der Stelle: la Nature confond les Pyrrhoniens et la raison confond les Dogmatistes, die durch Jacobi in Umlauf gesetzt wurde, verloren zu haben. Daß die Provincial-Briefe öfters und selbst in den neuesten Zeiten übersetzt wurden, hatte bekanntlich einen Grund, der in keiner Beziehung stand zu der geistigen Eigenthümlichkeit des Verfassers.

Es ist meine Absicht darzuthun, daß Pascals Pensées und Provincialbriefe eben so bedeutend für die Geistesentwickelung des siebzehnten Jahrhunderts geworden sind, wie die Philosophie des Cartesius, daß Pascal, auch hier, als das geistige Supplement der berühmten Philosophen betrachtet werden kann. Er löste, schlagender als Cartesius durch schlecht begründete Construction, durch unmittelbare Versuche eine wichtige Aufgabe der Zeit, und durch ein inneres geistiges, sich immer tiefer entwickelndes Leben rückte er uns die höchste Aufgabe des Daseins nahe, und bereitete eine bedeutende Zukunft vor, während das System des Cartesius an seiner Vollendung starb.

Um Pascal zu beurtheilen, dürfen wir die geschichtliche Thatsache der in Frankreich herrschenden katholischen Kirche nicht übersehen. Das weltliche Frankreich im großen Styl war zwar von der Reli-

gion abgewandt, benutzte sie nur, und die Kriege mit den Hugenotten hatten ihr selbst ein Princip zerstörender Politik und eine große Erbitterung zugestellt.

Perrault, in seinen Hom. illustr., macht uns mit Petrus Camus bekannt, welcher, als er Bischof ward, mit großem Eifer sich mit der innern Verbesserung der Kirche beschäftigte. Die Mönche, denen sein Eifer besonders beschwerlich fiel, suchten ihn durch Richelieu zu milderer, nachsichtiger Gesinnung zu bewegen. Der Cardinal sagte ihm einst: „Ich habe nur eins an Ihnen auszusetzen — Ihre Härte und Erbitterung gegen die Mönche. Ich würde Sie heilig sprechen, vermöchten Sie diesem zu entsagen.“ — „Wollte Gott,“ antwortete Camus, „daß es geschehen könnte, wir hätten dann beide, was wir wünschen. Sie wären Papst und ich ein Heiliger.“ Camus wird als ein Solcher geschildert, der mit ganzer Seele und seiner innersten Gesinnung nach religiös war, und dennoch behandelte er, dem Cardinalminister gegenüber, das Heiligthum seiner Religion mit einer vernichtenden Ironie, die durch die Heiligsprechung aus einer solchen Quelle das, was ihm das Theuerste war, preis gab. Richelieu's Gesinnung, ja selbst die Frivolität des Cardinals Retz konnten nicht entschiedener als Beweis für die damals herrschende Ansicht der Reli-

gion dienen, als ein solches Hineindringen leichtsinniger Gesinnung in die reinsten Gemüther.

Aber dennoch war die katholische Kirche für diejenigen, die in ihr lebten, ein wesentliches, alles beherrschendes Element der Zeit. Weltliche Absichten, so wenig als wissenschaftliche Reflectionen, durften sie abweisen. Richelieu sowohl als Cartesius mußten ihre Herrschaft anerkennen, und Pascal ergab sich ihr ganz.

Der Art. II. der spätern Handausgabe, der vierte der Bossuetschen: Réflexions sur la Géometrie überschrieben, der offenbar in dem ursprünglichen Zusammenhange zu uns gekommen ist, unterscheidet das geistige Erkennen höherer Art, das rein Geistige, von dem secundären Sinnlichen, nicht dem Grade nach, sondern toto genere. Alles was wir sinnlich erkennen, bleibt, auch mit mathematischer Schärfe aufgefaßt, seiner Wahrheit nach in den Verhältnissen durchaus verborgen, wir erkennen nur diese. Wir können sie scharf auffassen, entschieden bestimmen, benennen, so daß wir innerhalb der Grenzen unserer Auffassung sicher und gewiß werden; aber dieses Vereinzelte hat nicht den Grund seines Daseins in sich selber, sondern in einem Andern, dieses wieder in einem Andern und so fort ins Unendliche. Daß diese Unendlichkeit von der Wahrheit selbst unendlich entfernt sei, daß sie das Wesen der Dinge nicht aufschließt, son-

dern verhält, daß wir, um uns, wie Kant, auszudrücken, durch sinnliche Kategorien nur Erscheinungen, nicht die Dinge an sich erkennen, darüber herrscht in den Pensées, durch alle hindurch, das deutlichste Bewußtsein. „Alle Körper,“ sagt er, „das Himmelsgewölbe, Sterne, Erde und Reiche, sind dem kleinsten der Geister nicht vergleichbar, denn er erkennt „das Alles und sich dazu, die Körper nichts. Alle „Körper und alle Geister zusammen, mit Allem was „sie schaffen, haben nicht den Werth der kleinsten Regung der Liebe, denn sie gehört zu einer unendlich „erhabenern Ordnung. Aus allen Körpern kann man „nicht den kleinsten Gedanken ziehen, es ist unmöglich und gehört in eine andere Ordnung. Alle Körper und alle Geister vermögen nicht die geringste „Bewegung wahrer Liebe zu schaffen, es ist unmöglich und gehört in eine andere, völlig übernatürliche „Ordnung.“ — Das sind die drei Regionen, die, völlig von einander getrennt, jede in sich geschlossen, — das Ansich, das Fürsich, das An- und Fürsich in der Sprache einer neuern Schule — die Grundlagen seiner ganzen Ansicht bilden. Es ist klar, daß hier das Denken, als das Sich-selbst-Fassen, in seiner höchsten Intensität, im Gegensatz gegen das Sein, als die höchste Extensität, (der Dualismus des Cartesius), nur in jener Form des Secundären, nicht

als die Wahrheit begriffen wird. Die Einheit des Denkens und Seins war ihm die Liebe. Ebendeswegen, weil er das wahrhaft Geistige in der Form der Religion auffaßte, kann man läugnen, daß er ein Philosoph war, wenigstens kein Philosoph der Schule; aber von der Philosophie im eminenten Sinne, von ihrer höchsten Aufgabe war er tiefer durchdrungen, als Cartesius. Man würde sich irren, wenn man diese Idee der Liebe — für Pascal der ruhende Mittelpunkt alles Daseins — etwa als ein bloßes Gefühl, das Erkennen, also alles Denken ausschließend, betrachtete. Dieser Mittelpunkt der Liebe, in ihrer tiefsten speculativen Bedeutung, war ihm Jesus Christus:

„C'est lui, qui est le vrai Dieu des hom-
„mes, c'est à dire, des misérables et des
„pécheurs. Il est le centre de tout et l'ob-
„jet de tout: et qui ne le connaît pas, ne
„connaît rien dans l'ordre du monde, ni
„dans lui-même. Car non-seulement nous
„ne connaissons Dieu, que par Jésus Christ,
„mais nous ne connaissons nous-mêmes que
„par Jésus Christ.“ Art. XIII. der Handausgabe. Vol. 2. p. 144.

So war ihm die Liebe das Schaffende, das Wirkliche, und Alles außer dieser ein Unwirkliches, Abstractes. — „Als Gott,“ heißt es an einer andern

Stelle, Himmel und Erde erschaffen hatte, die keine Empfindung von dem Glück ihres Daseins hatten, wollte er Wesen schaffen, die dieses Bewußtsein hätten und Körper denkender Glieder ausmachten. Alle Menschen bilden die Glieder dieses denkenden Körpers, die, damit sie glücklich seien, ihren besondern Willen dem allgemeinen, der das Universum regiert, gemäß bilden müssen. Nur zu oft glauben wir, das Ganze zu sein, erkennen nicht unsere Abhängigkeit von den übrigen Körpern, glauben nicht diesen unterworfen, vielmehr das Centrum und der Körper selbst zu sein. So aber ist man nur ein vom Körper losgerissenes Glied. Dieses verwirrt sich, da es kein Leben in sich selber hat, in sich, und staunt unwissend über das Ungewisse seines Wesens. Fängt man aber an sich zu erkennen, dann ist man wie zu sich selbst gekommen, man erkennt, daß man nicht der Körper ist u. s. w." Es wäre leicht eine Menge anderer, eben so bedeutender Stellen anzuführen.

Haben wir es nun erkannt, daß dem Pascal die Idee der göttlichen Liebe, nicht blos getrennt von den untern Ordnungen, sondern auch diese durchdringend, als der Mittelpunkt der höchsten geistigen Einheit vorschwebt, so müssen wir auch die Schranken, innerhalb welcher sie gehalten wurde und die er nicht zu überschreiten vermochte, genauer betrachten. Die Idee

selbst war der Kirche nicht fremd. In der Gestalt des Mysticismus hatte sie sich oft, tiefer oder oberflächlicher, auszusprechen gesucht. Aber sie ward von Pascal nicht bloß äußerlich aufgenommen, nicht bloß in der Form eines überschwänglichen Gefühls aufgefaßt, sie ward lebendig reproducirt, und zwar als der Mittelpunkt der zerstreueten wissenschaftlichen und allgemein geistigen Elemente seiner Zeit. Sie war daher, in der Art, wie sie sich durch ihn aussprach, neu. Obgleich seine religiöse Richtung ihn zu den Jansenisten hinzog, obgleich er das Fundament ihrer Lehre klarer, als sie selbst, auffaßte und mit Glück vertheidigte, so konnte sein freierer Geist sich doch nicht entschließen, sich mit diesen unbedingt zu verbinden.

Die göttliche Liebe war ihm allerdings das Princip alles Erkennens, aber dieses reifte nicht zum thätigen Erkennen, zur denkenden Entwickelung. Die Einheit des Denkens schwebte ihm vor, zog ihn an, er ergab sich ihr, aber lediglich als einem Fremden, als Autorität, er war ganz und durchaus Katholik, und er konnte sich mit der Freiheit des Denkens, mit dem persönlich in sich sicher gewordenen Glauben des Protestantismus nie befreunden. Die Geschichte, das ganze Menschengeschlecht, jede Persönlichkeit, seine eigene, hatten ihre Wirklichkeit nur in der geistigen Einheit der Liebe, aber sie selbst schwebte ihm vor,

wie ein dämmernd enthülltes Mysterium, in welchem er alle Reichthümer des erkennenden Geistes fand, aber nicht besaß, nicht denkend beherrschen konnte. Sie war ihm, aber in viel tieferm Sinne, was dem Kant die synthetische Einheit des Selbstbewußtseins. Sie war daher nicht Erkennen, aus ihr bildete sich keine Philosophie, aber wenn in einem solchen Geiste der Katholicismus zum wahren Protestantismus heranreifte, dann würde man in der mit dieser Tiefe aufgefaßten Idee die wahre Aufgabe der Philosophie erkennen, die ihre Lösung gefordert und gefunden hätte.

Dennoch war das Resultat seiner Reflexion dem der kantischen Kritik so ähnlich, wie bei keinem Philosophen vor und nach ihm; die Trennung der Freiheit von der Nothwendigkeit, der Geschichte von der Natur, der theoretischen von der praktischen Philosophie finden wir bei ihm, wie bei Kant, nur daß der Hauch der göttlichen Liebe mit der seligsten Gewißheit das Ganze durchdrang und ebendaher für die Reflexion einen Widerspruch hervorrief, der dem Kant fremd blieb, weil Freiheit und Nothwendigkeit bei diesem in gar keiner Berührung traten und daher sich nicht widersprechen konnten. Dieser Widerspruch, der sich immer von Neuem hervordrängte, der, so lange die Liebe dem Erkennen fremd blieb, nie gelöst werden konnte, und dennoch durch jene, als absolut gelöst, anerkannt

wurde, enträthselt uns seine eigenthümliche Persönlichkeit.

Daß seine Religiosität ein Product der Geistesschwäche war, haben wir freilich widerlegt; aber dennoch wollen wir nicht leugnen, daß Manches in seinem Leben vorkam, was wir nicht als die Aeußerung eines starken, in sich gesunden Sinnes betrachten können. Manche seiner Seltsamkeiten, viele Aeußerungen einer religiösen Aengstlichkeit, die seinem Leben ein fast legendenartiges Gepräge aufdrückten, scheinen durch eine Verzärtelung, wenn auch nicht erzeugt, so doch gepflegt und einseitig ausgebildet, aus der Bewunderung und ängstlich hingebenden Sorgfalt, mit welcher er von Verwandten und Freunden behandelt wurde, entsprungen zu sein. Aber man findet ihn in einem Widerspruche befangen, den er nicht zu lösen vermochte, der ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte, ängstigte und quälte, und der offenbar aus einer tiefern Quelle entsprang. In der letztern Hälfte seines Lebens fühlte er sich von der Größe seiner eigenen Aufgabe gedrückt. Ursprüngliche Neigung und seltenes Talent drängten ihn zur exacten Naturforschung, und dann sagte er sich: dieses Alles sei nichtig und man müsse allein und unmittelbar Gott suchen. Er konnte sich offenbar glücklich fühlen, wenn er sich der Beschäftigung hingab, zu welcher ihn sein

Talent, oft wider seinen Willen, hinzog, aber dann störte ihn eine innere Angst; und wenn er sich ganz der religiösen Betrachtung hingab, beunruhigten ihn wieder die vernachlässigten Untersuchungen. In den Pensées erkannte er Gott allenthalben und, wie er sich da oft genug äußert, müßte eine jede gewissenhafte Beschäftigung, auch diejenige, die nicht ihren Grund in sich selber findet, sondern abhängig ist von einem fremden Ganzen, in sich eine Wahrheit haben, die höher liegt, als ihre Erscheinung, und dennoch in dieser gesucht, erforscht, erkannt werden. Sie trat ihm nahe, aber er konnte sie nicht festhalten, denn was ihm die Idee der Liebe schenkte, zerstörte die Reflexion.

Aus dieser schwankenden Stellung entsprangen Schwächen, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Ja, die Aengstlichkeit des Kampfes bezeugte eben, wie oft er sich besiegt fühlen mußte. Als er die Lösung der Probleme, zu welchen die Natur der Cycloide führte, gefunden zu haben glaubte, überredete man ihn — und das sollte als Entschuldigung dienen — diese Lösung geheim zu halten und die Prdbleme, als Preisaufgabe, den Mathematikern vorzulegen. Zwei Lösungen liefen ein. Die eine, von Lallouere, einem Jesuiten, konnte man wohl als mißlungen betrachten. Die zweite aber, von einem Mathematiker, der sich wohl mit Pascal messen konnte, von dem Engländer Wallis, führte

einen Streit herbei, der, wie man ihn auch betrachten mag, einen Schatten auf Pascal wirft. Die seltsame Absicht war die, einen Beweis ad hominem zu liefern, daß ein ausgezeichneter Mathematiker auch ein Christ sein konnte. Daher ward Pascal von seinen Freunden aufgefordert, die Zuversicht, mit welcher er sich über alle Mathematiker seiner Zeit erhaben fühlte, auf die naivste Weise auszusprechen; und nichts beweist wohl mehr, wie nöthig ihm der Stachelgürtel war, und wie wenig er half. Die Demüthigung, die das zweifelhafte Resultat herbeiführte, war wohlverdient.

In der Geschichte, in dem Reiche der Freiheit ward die geistige Wirkung mit religiöser Wahrheit anerkannt, aber dieses Anerkannte, welches sich ihm aufdrang, dem er sich hingab, blieb dem reflectirenden Erkennen innerhalb der Erscheinung fremd — und die Wahrheit nur eine gegebene, nie aus sich selber entsprungene. So entstand eine Dialektik, die, wenn man das ins Auge faßt, was sie beabsichtigte, vielleicht niemals großartiger erschien, obgleich sie ihren eigenen positiven Mittelpunkt nicht finden konnte und nur die zerstreuten Glieder eines ihm dunkel vorschwebenden in sich geordneten Gesprächs enthielt. Die mehr durch einen Sprung, als durch ein stetig fortschreitendes Denken vermittelten Gegensätze dieser Dia-

lektik, die theils ethischer, theils psychologischer Art waren, in ihrer geistreichen Kürze, erschienen denjenigen, die eben keine Vermittelung suchten, auch keine wollten, und was unmittelbar mit der religiösen Idee der Liebe gegeben war, abwiesen, pikant und interessant, und haben seinen Ruf begründet.

Man pflegt Pascal's Pensées nur einzeln zu nehmen, und bewundert die Tiefe einiger, die geistreiche Wendung anderer, und man kann doch nicht läugnen, daß, wenn sie so vereinzelt betrachtet werden, sie in der That nur ein müßiges Spiel mit Antithesen darzustellen scheinen. Nur wenn man die große Antithese des ganzen Daseins, die immer wiederkehrt, die er nie aus den Augen verliert, aus allen Aphorismen und mehr zusammenhangenden Darstellungen herausliest, versteht man jene wahrhaft speculative Gesinnung, die selbst dem scheinbar Trivialen eine tiefe Bedeutung giebt.

Pascal's Schwester, die bekanntlich sein Leben beschrieb, erzählt, daß es seine Absicht war, die Aphorismen und hingeworfenen Pensées in einem großen Werke zu vereinigen, und daß nur seine Kränklichkeit und früher Tod die Ausführung dieses Entschlusses verhinderten. Ich gestehe, ich glaube, daß dieses Werk in dem Umfange, in welchem es Pascal, nach den zerstreuten Aphorismen zu urtheilen, vorschwebte, selbst unter den

günstigsten Umständen nie fertig geworden wäre. Die höchste Ordnung der Liebe war in rein geistiger Auffassung von ihm anerkannt. In ihr lebte alles Erkennen, aber es trat, als solches, in seinem geordneten Zusammenhange nie hervor. Seine Gedanken erhielten ihre Bedeutung durch das Ganze, aber sie ordneten sich nicht unter einander zu einem Ganzen.

In der ersten Ausgabe der Pensées, die bekanntlich erst nach seinem Tode aus seinen Papieren gesammelt wurden, wie sie zu verschiedenen Zeiten hingeworfen waren, sind nicht bloß die wichtigsten ausgelassen, sondern auch die aufgenommenen höchst willkürlich unter einander geworfen. Die Bossuetsche Ausgabe hat Nichts ausgelassen und Alles besser zu ordnen gesucht. Einige Aphorismen, wenn auch zu ganz verschiedenen Zeiten geschrieben, hängen deutlich zusammen, und erscheinen — in den ältesten Ausgaben auf eine unbegreifliche Weise oft, wie man glauben muß, mehr durch Nachlässigkeit, als durch Mißverstand getrennt — hier wieder verbunden. Die neuere Handausgabe hat oft eine andere Ordnung. Uebersehen wir aber die ganze Masse der Pensées, so wird man in allen diesen Zusammenstellungen die häufigen Spuren der Willkür erkennen. Ich glaubte anfänglich, und bis mir das Wesen der Pensées deutlicher ward, daß es vielleicht möglich wäre, die Idee des

allgemeinen Zusammenhanges, wenn auch nicht vollkommen, herauszulesen. Ich überzeugte mich aber dann, daß es unmöglich sei. Man findet nur zu häufig, wenn man die verschiedenen Regionen der Betrachtung gesondert hat, daß einzelne Gedanken und oft die tiefsten und bedeutendsten, diese Sonderung nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, daß Pascal selbst, wäre ihm das Geschäft aufgetragen, diese Gedanken, wie sie vorliegen, zu ordnen, genöthigt sein würde, eben so willkürlich zu verfahren, wie die Herausgeber; denn nicht bloß die Pensées, Pascal's Geist selbst war fragmentarisch; es ist uns, als hörten wir, wenn er spräche, die Bruchstücke eines halb vergessenen Epos. Wenn nun diese Willkür, selbst wo sie, wie in den ältesten Ausgaben, vorherrscht, dennoch nicht das widerwärtige Gefühl einer Gedankenverwirrung hervorruft, so können wir den wirklichen Genuß, der uns wird, nur daraus erklären, daß uns aus einer jeden Aeußerung das Ganze entgegenkommt, als bewege der Verfasser sich mit willkürlicher Sicherheit in einer Welt, in welcher er heimisch ist, deren Unveränderlichkeit wir ahnen, ohne daß es ihm gelingt, uns in sie zu versetzen. Seine Pensées bilden, in Beziehung auf die Einheit, die ihren eigenthümlichen Inhalt ausmacht, einen Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Peripherie aber nirgends zum Vorschein kommt,

damit wir diesen, dem Timäus zugeschriebenen Ausdruck von der Welt, der auch von Pascal gebraucht wird, auf ihn selber anwenden. So enthalten die Pensées die Materialien zu einem Platonischen Gespräche vom christlich-religiösen Standpunkt aus; aber dieses konnte sich nie runden, nie fertig werden, weil der wesentliche, alles vereinigende Inhalt, das Centrum, in einer jeden besonderen Form nur angedeutet, sich immer in seinen eigenen, nie dargestellten Umfang verlor. Zwei Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und wir müssen gestehen, daß die Aufgabe, die dem Pascal vorschwebte, noch immer eine der kühnsten, großartigsten, die wir uns zu stellen vermögen, genannt werden muß.

Es lag in dieser Dialektik, wie sie außerhalb der vereinigenden Liebe hervortrat, die Nothwendigkeit, daß das Positive, um welches sie sich bewegte, als ein unbewegliches inmitten der Wandelbarkeit aller Erscheinungen stehendes, dem Innersten entfremdetes Gesetz, dem Handelnden ein Gebot sein mußte, an dessen Unbeweglichkeit eben die schwankenden Formen sich brachen. Die Freiheit der Menschen mußte selbst von ihrer Knechtschaft, und dadurch von ihrem Elende das härteste Zeugniß ablegen. Dieses Gesetz konnte zwar, wie es Pascal, seiner Eigenthümlichkeit nach, aufzufassen vermochte, nicht, wie bei Kant, in der abstrac-

ten Allgemeinheit, als Sittengesetz, hervortreten; wohl aber konnte es, als unwandelbarer Mittelpunkt einer casuistischen Dialektik erscheinen, deren meisterhafte Entwickelung wir in den Provincial-Briefen, und hier in der schönsten klarsten Einheit einer in sich geschlossenen meisterhaften Darstellung finden. Diese Briefe erschienen im Druck einzeln nach einander vom Januar 1656 bis März 1657, in den späteren Jahren seines kurzen Lebens, und legen ein vollgültiges Zeugniß von der großen Energie seines Geistes zu dieser Zeit ab. Unsere Königl. Bibliothek enthält in einer Sammlung jansenistischer Piecen, die ein großes Licht über die Geschichte des Jansenismus verbreiten, daher von einem Jeden, der diese studiren will, als ächte Urkunden, sorgfältig gelesen zu werden verdienen, diese Briefe in ihrer ursprünglichen Form, wie sie nach einander erschienen. Sie setzten, als sie herauskamen, und fast ein Jahrhundert hindurch, ganz Frankreich in Bewegung. Von dem Streit zwischen den Jansenisten und Molinisten sehen wir ab: eben so wenig soll der Streit gegen die Jesuiten als ein solcher hier berührt werden. Wie viele Umstände dazu beitrugen, diese zu stürzen, ist eine historische Untersuchung, die uns hier ferne liegt. Daß aber diese weder vor ihm, noch nach ihm, einen Gegner fanden, der mit ihm verglichen werden kann, ist entschieden.

Alle spätere Angriffe erscheinen als mehr oder weniger seichte, aus dieser Urquelle geschöpfte Fragmente. So hat dieses Werk eine große äußere geschichtliche Bedeutung, die allgemein anerkannt ist; aber auch eine künstlerische, die eben so allgemein, ja höher noch geschätzt wird: die vollendete Form nämlich. Diese Briefe haben dem Verfasser die Stelle unter den größten Prosaikern seines Landes auf immer erworben, und die tiefe Gründlichkeit, die geistige Gewalt, mit welcher er sein Material beherrschte, die durchsichtige Klarheit seiner Darstellung werden eben so sehr bewundert. Hier wollen wir den Inhalt von einer anderen Seite betrachten.

Daß die Sittlichkeit ihre Verwirklichung nur durch die Religion erhielt, die das Gesetz zur Liebe verklärte, war, wie bekannt, Pascals innige Ueberzeugung. Als Gesetz war sie aber für alle Menschen, auch für den Ungläubigen da, sie war, als Gesetz eine anerkannte Thatsache des menschlichen Bewußtseins, und die eigentliche, über alle Streitigkeiten der Zeit liegende, ja alle künstlerische Vorzüge überragende Bedeutung der Briefe liegt eben darin, daß der Begriff der wahren Sittlichkeit, als das unwandelbare immanente Princip einer, nicht durch Abstraction gewonnenen, vielmehr unmittelbar durch die Geschichte ausgesprochenen dialektischen Bewegung festgehalten

wurde. Obgleich diese Briefe nacheinander erschienen, muß man dennoch annehmen, daß der Inhalt Aller ihm vorschwebte, als er den ersten niederschrieb. Es ist wahrhaft bewundrungswürdig, wie hier, wenn die ganze Schrift ihrer Bedeutung nach zusammengefaßt wird, dasjenige, was alle Gemüther in Bewegung setzte, was dem Verfasser selbst ein höchst Wichtiges war, dennoch in der Darstellung, als ein Ganzes, einen von allen Zeitverhältnissen und jeder Persönlichkeit abgesonderten, allgemeinern Charakter annimmt — als wären die Gegner, als solche, gar nicht da, als hätten sie keine äußere Wirklichkeit, als hätten Jesuiten und Molinisten sich zu Typen und durch diese zu Begriffen einer Dialektik erhoben, die der Verfasser mit völliger geistiger Freiheit beherrscht. Es ist gar nicht zufällig, daß die meisterhafte und klare Darstellung mit den Spitzfindigkeiten der Molinisten anfängt. Der Pelagianismus der Jesuiten ließ in der That, durch eine generatio aequivoca das Leben aus dem Tode, die Sittlichkeit aus der rein sinnlichen Glückseligkeitslehre entstehen. Die Lehren von der nächsten Kraft, von der hinreichenden und wirkenden Gnade, waren Versuche, denen der Materialisten ähnlich, die durch überfeine Fluida den Uebergang vom Leibe zur Seele zu vermitteln hofften. Die Probabilitätslehre ward nur auf diese Weise möglich. Von

da an stellen nun diese Briefe eine kunstreiche Dialektik dar, deren Steigerung bis zur Vernichtung ihres ursprünglichen Gegensatzes aus den Schriften der Jesuiten herausgehoben und dargelegt, unaufhaltsam fortschreitet. So bildet sich eine praktische Sittenlehre ganz im Kantischen Sinne, durch ihre Negation in allen möglichen Formen aus, und bei Kant spielt die Casuistik eine so bedeutende Rolle, daß er schon dadurch sich an die Provincialbriefe auf eine bemerkenswerthe Weise anschließt.

Von einer anderen Seite wurden aber die Provinzialbriefe nicht weniger wichtig. Zwar ist der Gegenstand, den wir berühren wollen, so völlig trivial, und so ausgemacht geworden, daß er kaum einer Erwähnung zu verdienen scheint; und doch wird er demjenigen, der ruhig und rein objectiv die Geschichte betrachtet, der sich von einer durch Bildung und Erziehung herrschend gewordenen Ansicht loszureißen vermag, keinesweges unbedeutend erscheinen. Viele Jahrhunderte sind verflossen, ohne daß es den Menschen gelang, die sinnliche unbefangene Betrachtung und die feste Bestimmung sinnlicher Verhältnisse innerhalb ihrer Grenzen reinlich und sicher von subjectiven Meinungen, die durch viele Generationen hindurch ihre Gewalt ausübten, zu sondern. Der bekannte Streit über die wahre Beschaffenheit der Lehre des Janse-

nius, die von den Jesuiten und durch ihren Einfluß auch vom Papste als ketzerisch betrachtet wurde, (während die Jansenisten behaupteten, daß die Lehren, die vom Papste verdammt, auch von ihnen als ketzerisch verabscheut würden, daß diese aber, so wie sie von den Jesuiten dargestellt würden, in den Schriften des Jansenius nicht vorkämen), gab dem Pascal Gelegenheit zu der Untersuchung: inwiefern dem Papste überhaupt ein Recht zukäme, zu bestimmen, ob entschieden ausgemachte Thatsachen als solche anerkannt werden dürften, oder nicht. Diese Untersuchung scheint trivial, ist es aber keineswegs. Die sinnliche Gewalt entschiedener Thatsachen wird zu keiner Zeit, weder in der Naturwissenschaft, noch in der Geschichte rein zugestanden, und als Pascal sie anstellte, hatte sie eine große Bedeutung, und seine Stimme war von großem Gewichte; denn sie hatte in einer doppelten Richtung einen bedeutenden Einfluß. Pascal war durch seine religiöse Gesinnung, ja durch seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche ausgezeichnet und als Naturforscher berühmt. Zwar hatte die Reformation und die zu derselben Zeit sich mächtig entwickelnde Naturwissenschaft eine Richtung der Forschung hervorgerufen, die sich, abgewandt vom kirchlichen Glauben, immer selbständiger bewegte, sie hatte durch Baco ein einflußreiches Organ gefunden. Aber die Eman-

cipation der sinnlichen Forschung in der Region des religiösen Glaubens, und, bestimmter, innerhalb der katholischen Kirche, sollte entschieden ausgesprochen werden, und dazu war keiner berufen, wie Pascal. Sein Ausspruch, mit welchem die Provincialbriefe schließen, als wenn es das höchste, vielleicht ihm selbst unbewußte Ziel derselben war, hat diese Sache für immer ausgemacht. Er trat, unterstützt von dem herrschenden Geiste, mit der Macht einer päpstlichen Bulle, dem Papst selber gegenüber, und mit der naiven Unbefangenheit, als deren Opfer Galilei fiel, wagte die Kirche seitdem niemals die Untersuchungen der Naturforscher zu stören.

Das Resultat dieser Untersuchung hatte aber für Pascal nicht bloß ein äußeres, praktisches Interesse, es hing genau zusammen mit seinen tieferen Ansichten; denn die Grundlage seiner Lehre ging, wie oben erwähnt wurde, von der Trennung des Seins, als der untern Ordnung, von der des freien Denkens, als einer höhern, aus. Beide bewegten sich selbständig und fanden ihre höchste Einheit in der Liebe, die, als ein göttliches Geheimnis, zwar anerkannt, geglaubt, aber nicht selbst ein Gegenstand des Erkennens werden konnte.

Auf diese Lehre gründete sich auch seine politische Gesinnung. Die Entwickelung der Geschichte, wie sie

sich in den Staatsformen aussprach, war ihm ein göttliches Geheimnis, dem wir uns unterwerfen müßten, nicht einer menschlichen That, nicht der Willkür der Meinungen preisgegeben. Die Religion war ihm die wirkliche Geschichte, die Staatsverfassung, von jener durchdrungen, christlich traditionell, wie die Kirche. Daher war Pascal, um einen modernen Ausdruck zu brauchen, der hier wohl angewandt werden darf, ein Legitimer in demselben Sinne, in welchem er ein Katholik war. „Ich könnte," sagte er, „ebensogut mich entschließen, alle Menschen zu ermorden, wie die Ordnung des Staats zu zerstören;" und er äußerte diese Gesinnung ganz unbefangen zu einer Zeit, in welcher eine Aeußerung der Art nicht ohne Gefahr war. Nicht die Form der Verfassung, mochte sie demokratisch, aristokratisch oder monarchisch sein, erschien ihm tadelnswerth, wohl aber der revolutionäre Uebergang von der einen, so oder anders gebildeten Form zur andern. „Ein Venetianer," behauptete er, „der „die aristokratische Verfassung stürzen und die Monar„chie einführen will, ist ein Verbrecher, wie derjenige, „der in einem monarchischen Lande diese zu stürzen „sucht."

Fassen wir das Resultat unserer Betrachtung zusammen, so sehen wir: die praktische und theoretische Philosophie, Freiheit und Nothwendigkeit, wie bei

Kant, getrennt. Was von diesem als synthetische Einheit des Bewußtseins, als ein Mannigfaltiges mit einem unauflöslichen Widerspruch behaftet, aufgefaßt und geduldet wird, ist aber dem Pascal die, freilich dem Erkennen unzugängliche Liebe. Alle Momente einer Reflexion, die ihre eigenen Grenzen, aber eben dadurch auch ein über die Grenzen Hinausliegendes anerkennt, wie sie später, durch Kant, wieder hervortraten, nachdem sie in der Einseitigkeit eines lediglich sinnlichen Bewußtseins verschwunden waren, erkennen wir bei Pascal. Sie blieben den Schriftstellern der Geschichte der Philosophie nur deshalb verborgen, weil sie durch die innere Klarheit eines geistigen Lebens, nicht durch die Abstraction der Schule vermittelt waren. Aber eben dadurch stand Pascal höher als Kant. Denn in diesem Leben lag die Tiefe einer höhern Einheit verhüllt und beherrschte seine Gedanken. Daher brachen höhere Aeußerungen, wie unwillkürlich hervor, die den Mitlebenden unverständlich erschienen, obgleich Pascal offenbar das Talent der Popularität seiner Landsleute besaß und auszubilden strebte. Eine Stelle verdient in dieser Rücksicht Aufmerksamkeit. In dem Artikel XVII, 101. S. 226 der Duodez=Ausgabe kömmt folgende Stelle vor: „La multitude qui ne se reduit pas à l'unité est confusion. L'unité qui n'est pas multitude est tyrannie.“ Bossuet

hat diese Stelle unverändert. Dem Herausgeber der genannten Ausgabe war sie bedenklich. Er wiederholt sie daher S. 231, und in der Note bemerkt er: „Cette même pensée, qui se trouve ci-dessus, telle qu'elle est dans l'édition de M. B. n'y forme qu'un sens assez obscur.“ Abschreiber, die ohne Zweifel dieselbe Schwierigkeit fanden, die dem Herausgeber auffiel, suchten einen Sinn hineinzubringen. Sie corrigirten die Stelle, und wir finden sie, so verständlich gemacht, folgendermaßen wiederholt: „L'unité qui ne dépend pas de la multitude est tyrannie.“

In der Liebe waren Natur und Freiheit von Gott durchdrungen, in der Einheit gesetzt: aber für die Reflexion fielen beide unvermeidlich aus einander, nicht relativ, sondern absolut getrennt. Pascal behauptet *) eben so bestimmt, wie Kant, daß Gottes Dasein sich aus der Welt der Erscheinungen nie beweisen lasse. Das non liquet der Kantischen transcendentalen Kritik, nach welchem sich über das Ansich weder für noch wider entscheiden lasse, so daß Gottes Dasein sich zwar

*) Nach dem Supplement zum Artikel III. §. 15, welches nach einem Original-Manuscript mit Recht, als Dialog betrachtet, in der Duodez-Ausgabe Paris 1803. 1. den Pensées voransteht.

nicht beweisen, aber ebensowenig abläugnen läßt, finden wir bei Pascal in einer besondern Form ausgesprochen. Er bittet denjenigen, der mit der Religiosität den Standpunkt der Liebe und mit diesem das zuversichtliche Gottesbewußtsein verloren hat, zu erwägen, wie wichtig der Gegenstand sei. Bei der gleichen Wahrscheinlichkeit des Daseins und Nichtdaseins Gottes befinde sich der ernsthaft nachdenkende Mensch, auch wenn er gestehen muß, daß Gottes Dasein sich nicht beweisen lasse, in dem Zustand eines solchen, der eine Wette eingehen muß, wo gleiche Wahrscheinlichkeit für und wider stattfindet. Man erkennt den Mathematiker, der sich mit dem Wahrscheinlichkeits-Calcul beschäftigt hat. So sucht er nun den Ungläubigen für die positive Annahme des Daseins Gottes, wie der Unsterblichkeit der Seele durch den Vortheil zu gewinnen. Das Ungenügende dieses Versuchs ist einleuchtend; denn erstens ist es mehr als zweifelhaft: ob ein entschieden Ungläubiger seinen Vortheil finden würde bei der Annahme, und zweitens kann aus einer zugestanden völlig unbegründeten Annahme keine Art von Ueberzeugung entspringen. Und dennoch hat eben dieser Versuch, durch seine Popularität, einen großen Beifall gefunden. Bayle, der denselben Gedanken bei Arnobius gefunden hat, rühmt seine siegreiche Entwickelung bei Pascal.

Aber eine Eigenthümlichkeit theilt Pascal mit allen Philosophen des 17ten Jahrhunderts. Sie äußert sich in einer entschiedenen Starrheit und auffallenden Ungelenkigkeit aller Naturansichten: und man fühlt sich um so mehr gedrungen, den Grund dieser Eigenthümlichkeit aufzusuchen, da die Naturansichten einen größern Einfluß auf die philosophische Darstellung ausübten, als in früheren Zeiten. Dieser liegt aber in der mechanischen Auffassungsweise der Natur, die durch die Richtung, in welcher die Naturwissenschaft sich in diesem Jahrhundert ausbildete, veranlaßt wurde, und die alle philosophischen Methoden beherrschte. Sie vertrug sich freilich am leichtesten mit dem Dualismus des Cartesius; aber sie zeigte sich dennoch ebenfalls in der mathematischen Demonstration des Spinoza, und selbst, wenn Mallebranche die Lehre von der göttlichen Freiheit dem System der spinozistischen Nothwendigkeit gegenüber auszubilden suchte, konnte er dieser Gewalt einer mechanischen Naturansicht nicht entgehen. Vor Allem erschien sie aber hemmend für Leibnitz, wenn er seine philosophischen Ideen entwickeln wollte, und wenn wir seine Versuche, sich klar zu machen, besonders in seinen Streitschriften verfolgen, muß es uns einleuchten, daß seine Lehre nur deswegen in einer prästabilirten Harmonie, die keine lebendige Wechseldurchdringung des Freien und Nothwen=

digen erlaubte, erstarrte, weil ihm eine umfassende Anschauung des organischen Lebens fehlte. Man verkennt Kants wahres Verdienst und den Keim einer höhern Speculation, der seine Kritik über ihre eigenen Grenzen herausführen mußte, wenn man den Einfluß übersieht, welchen eine Kritik der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft dadurch auf die Entwickelung der Speculation ausübte, daß er zuerst die Begriffe der Schönheit und der innern (organischen) Zweckmäßigkeit in die philosophische Schule einführte. Sie hätten, wären sie den ältern Philosophen bekannt gewesen, die Schranken ihrer Darstellungen niedergerissen: und was die lebendigere Ansicht der Kunst und die immer mächtiger werdende, umfassende Anschauung des organischen Lebens für die Ausbildung der Philosophie unserer Tage geworden, ist kaum in seiner ganzen Bedeutung anerkannt.

Ueber das

Leben des Jordanus Brunus.

(Zur Stiftungsfeier der Akademie am Leibnitztage 1841.)

Beschäftigt mit einer Darstellung der Philosophie des Jordanus Brunus, halte ich eine Uebersicht dessen, was man bis jetzt über sein räthselhaftes Leben geschrieben hat, als Einleitung für nothwendig, ehe ich in einer Reihe von Vorträgen die Darstellung selbst der Akademie übergebe.

Jordanus Brunus zeigt sich nämlich auf eine so auffallende Weise als eine höchst eigenthümliche, in sich abgeschlossene und durchaus ursprüngliche Natur seine philosophische Ansicht ist so ganz für die Zeit, in welcher er lebte, ein neuer Anfang aus den Urquellen der Selbstbetrachtung des Geistes entsprungen, daß eine Darstellung seiner geschichtlichen Erscheinung zum Verständniß seiner Schriften durchaus nothwendig scheint. Hier begegnen uns aber bedeutende Schwierigkeiten. Was Bayle, Heumann, Jordanus, Brucker, Kindervater, Adelung, nach diesen Fülleborn,

Buhle, Tennemann, Rixner, Wagner, über sein Leben geschrieben haben, sowohl als die Quellen, welche sie benutzten, soweit sie mir zugänglich waren, habe ich sorgfältig mit einander verglichen. Dennoch bleibt Manches sehr dunkel. Was von den früheren Biographen unseres Philosophen übersehen wurde, ist der Masse nach sehr wenig: aber so gering auch diese Ausbeute scheinen mag, so glauben wir doch durch eine sorgfältige Uebersicht des Bishergekannten, durch Benutzung einiger bisher theils übersehenen, theils nicht bekannten Verhältnisse einiges Licht über den Charakter eines Mannes verbreiten zu können, dessen Schriften bis jetzo nur fragmentarisch bekannt sind, dessen persönliche Eigenthümlichkeit kaum richtig aufgefaßt worden ist.

In der literärischen Welt erschien **Jordanus Brunus** als ein bis dahin völlig Unbekannter, Armer, aus seinem Vaterland Entwichener, zuerst 1580 in Genf. Sein Geburtsort ist uns zwar bekannt; er nennt sich selbst den Nolaner. Aber von seinem früheren Leben haben wir nichts erfahren. Nur so viel wissen wir, daß er, frühzeitig geistig bewegt, in einem Lande, in welchem durch die Erneuerung des Studiums der griechischen Sprache die platonische und

alexandrinische Schule schon hundert Jahre früher das philosophische Studium belebte, in welchem in seiner Nähe, ja, in der Zeit seiner Jugend, Patritius, Tilesius und Campanella den Kampf gegen Aristoteles begannen, von der gährenden geistigen Richtung seiner Zeit ergriffen worden war. Sein Kampf gegen die Aristoteliker fing ohne allen Zweifel sehr frühe an; denn er erschien bei seinem ersten Auftreten als ein sehr gewandter und vielseitig gerüsteter Gegner derselben. Aber die Art, wie er diese, ja den Aristoteles selbst angriff, wich entschieden ab von der allgemein herrschenden; sie war in einer durchaus lebendigen Auffassung des Alls begründet, die, wenn auch nicht vielseitig dialektisch ausgebildet, dennoch geeignet war, einen ganz neuen Standpunct der Philosophie wenigstens anzuregen, der eben seiner Eigenthümlichkeit wegen den Gleichzeitigen unverständlich blieb. Daher verband er sich nie, weder mit den früheren, noch mit den gleichzeitigen Gegnern des Aristoteles, und er griff sowohl Patritius, wie Ramus an. Man darf wohl voraussetzen, daß ein Theil der später erschienenen Schriften schon in Italien und vor seiner Entweichung ausgearbeitet war. Il Candelajo, jenes übermüthige Schauspiel, in welchem er mit grellen Zügen dem Pedantismus seines Zeitalters den Krieg erklärt, war ohne allen Zweifel ein Product

der tiefen Erbitterung während seiner drückenden Lage in Italien. Es gehörte zu den ersten Schriften, die er nach seiner Entweichung drucken ließ. Die rohe Genialität, die aber durchaus gesund erscheint, so wie die derbe Kühnheit, zwar bezeichnend für Bruno sein ganzes Leben hindurch, tritt dennoch in diesem Drama besonders hervor, und deutet augenscheinlich auf einen jugendlichen Verfasser. Alle neuere Bearbeiter des Lebens des Jordanus Brunus, besonders Rixner und Wagner, haben sorgfältig die Stellen seiner philosophischen Schriften und Gedichte gesammelt, in welchen er den widerwärtigen geistigen Druck, unter welchem er in Italien lebte, darstellt; ich will sie nicht wiederholen. Nur so viel erlaube man mir hier zu bemerken: Er muß offenbar schon vor seiner Entweichung innerlich mehrere geistige Epochen durchlebt, ja durchkämpft haben. Auch in Italien erkannte man seine ausgezeichneten geistigen Gaben. Manche veraltete Schulen wollten sie, durch den Zwang der äußeren Verhältnisse unterstützt, für sich benutzen; jemehr man ihn aber auf diese Weise zu gewinnen suchte, desto mehr sträubte sich die selbständige Natur gegen allen fremden Einfluß, und es blieb ihm nichts übrig, als die Ketten zu sprengen. Daß er Dominikaner gewesen ist, leidet keinen Zweifel, und die Behauptung des Echardus, der es leugnet, ist gar nicht zu beach-

ten. Sie entsprang offenbar aus der Neigung des Dominikaners, darzuthun, daß ein so gefährlicher Mensch nicht aus seinem Orden hervorgegangen wäre. Wir dürfen ihn also, wie er in Genf erschien, als einen entwichenen Mönch betrachten.

Es entsteht die Frage: wie alt Jordanus Brunus gewesen ist, als er zuerst in Genf erschien? Man hat unwillkürlich die Neigung, in ihm einen jungen Mann zu sehen, einen Mann wenigstens in seinen besten Jahren. Sein Bildnis in der Wirthmannschen Sammlung in München hat eine lebendige Wahrheit, die sich kaum ableugnen läßt, und seine aus der Tiefe hervorblickenden geistreichen Augen, seine bedeutenden Gesichtzüge, die Kühnheit mit Tiefsinn verbunden, können nicht willkürlich erdacht sein. Ein tiefer zurückgedrängter Schmerz spricht aus diesen Zügen an. Bei aller Verschiedenheit erinnert das Bildnis doch an das bekannte des Spinoza.

Allenthalben wo Jordanus Brunus erschien, erweckte er Theilnahme und große Aufmerksamkeit. Die bedeutendsten Männer in Frankreich, England und Deutschland wurden von ihm heftig angezogen, aber auch, wie es schien, nicht selten wieder zurückgestoßen. Ueber seine Anhänger und Schüler übte er, ohne daß es ihm jemals gelang eine Schule zu bilden, eine große Gewalt, die offenbar, durch äußere Verhältnisse

wenig unterstützt, rein geistiger Art war. Seine Vorträge waren lebhaft, seine Gelehrsamkeit erregte Erstaunen, und seine Rede war auf eine bewunderns-würdige Weise productiv. Wir haben ein Zeugniß, welches, von seinen Biographen bis jetzt übersehen, den lebendigen Reichthum seiner Vorträge darthut. Es ist kurz vor seiner verhängnißvollen Rückreise nach Italien laut geworden. Raphael Eglinus, dem er, in Zürich, die Summa terminorum metaphysicorum — eine seiner wichtigsten Schriften — in die Feder dictirte, sagt in seiner Dedication an Friedrich von Salis, von ihm: „Stans pede in uno, quantum calamo consequi possis, simul et dictare et cogitare, tam rapido fuit ingenio et tanta vi mentis.“

Aber obgleich Brunus sich durch die Wärme seiner Phantasie, durch die Lebendigkeit seiner Darstellung, ja, selbst bis zu dem Augenblick, in welchem er auf eine ebenso räthselhafte Weise in Italien verschwand, wie er aus diesem Lande hervortrat, durch eine jugendlich frische Persönlichkeit auszeichnete, so haben wir dennoch hinlänglichen Grund anzunehmen, daß er, als er zuerst in Genf erschien, keinesweges jung war. In seinen ersten, in Paris erscheinenden Schriften zeigte sich, auf eine nicht abzuleugnende Weise, wie sehr er das vielumfassende geschichtliche

sowohl, als philosophische Material seines Denkens beherrschte. Die compendiosa architectura, seine erste in Paris 1582 erschienene Schrift, enthält offenbar schon, wenn auch nur angedeutet, seine ganze Philosophie, und setzt bei dem Verfasser die schon ausgebildete Vollendung ihrer Eigenthümlichkeit voraus. Die schnell in London hinter einander erschienenen Schriften enthalten zwar eine vielseitige, nach allen Richtungen gehende Entwickelung seiner Ideen, aber wie er sie schon ausgebildet in sich trug. Spätere Schriften mögen auch wohl Manches enthalte, was die fortdauernden Vorträge der Lullischen Kunst ihm an die Hand gaben, aber diese Erweiterung bezog sich nur auf die für die Zuhörer bestimmte Ausbildung der exoterischen Theile seiner Lehre; die tieferen Elemente seiner Speculation erscheinen durchaus vollendet, eine reife Frucht früherer Jahre. Wenn man nun diese Vollendung voraussetzt, die durchgearbeitete Eigenthümlichkeit, mit welcher er die mannigfaltigen Richtungen der alten griechischen Schulen, so wie der alexandrinischen und scholastischen aufgefaßt hatte, die lebendige Beweglichkeit, mit welcher er jederzeit von einem ihm zur Natur gewordenen Standpunct aus ein jedes Thema behandelte, so muß man wohl annehmen, daß er erst nach einem langjährigen Studium dieses Geschick erworben hat.

Es giebt aber auch einen unmittelbaren Beweis von seinem höheren Alter. In „Spaccia de la bestia trionfante" kommt ein Gedicht vor, das in dem Zusammenhang, in welchem es in den Dialog eingeführt wird (es wird ein Gedicht des Nolaners genannt), offenbar bestimmt ist, ihn selbst zu schildern. Er preist in diesem den Himmel für das Glück, durch welches es ihm vergönnt ward, kühn und begeistert sich dem Höchsten zu weihen; sein Alter sei dadurch reich geworden. Er sieht ohne Klage, wie die Haare grau werden, das Alter im Gesicht Furchen zieht, die Jugend entflieht. Die Ernte, die er in dem warmen Sommer nicht versäumte, hatte ihm einen reichen Winter geschenkt.

So erschien er, ein völlig eigenthümlich ausgebildeter Philosoph, vielleicht schon einige Jahre über die 50, in Genf. Als er hier ankam, war Calvin schon seit sechzehn Jahren todt. Theodor Beza war 61 Jahre alt. Er hatte die Schrift: de puniendis haeriticis schon mehrere Jahre früher ausgegeben. Seine vielfachen Verhandlungen in der Sache der Hugenotten in Frankreich, wie seine Streitigkeiten mit den Lutheranern in Deutschland, hatten die verfolgungssüchtige Strenge seiner Dogmatik gesteigert. Die Reflexion, und zwar die einerseits scharfsinnigste, anderseits philosophisch beschränkteste, herrschte über-

wiegend in der Genfer theologischen Schule. Die ganze Religion ging in der Schärfe gewisser dogmatischer Sätze auf; und von der Annahme eines jeden Satzes hing die Seligkeit ab, mit ihrer Verwerfung war die Verdammnis verbunden. Aber Bruno hatte ohne allen Zweifel eine höchst unvollständige Kunde von den dogmatischen Streitigkeiten der protestantischen Kirche. Seine Speculation, der tiefsten aller Zeiten verwandt, hatte eine Geringschätzung gegen alle Beschränktheit erzeugt, die sich schonungslos und derb äußerte. Beza, mehr als die protestantischen Theologen, mit welchen Brunus später in Deutschland in Berührung kam, philosophisch ausgebildet, erkannte die gefährliche Richtung der Speculation des Fremdlings, wenn er sie auch nicht ganz verstand. Es war nicht möglich, sich einen größeren Gegensatz zu denken als denjenigen, der zwischen Beza und Brunus stattfand. Sie standen gleich strenge, gleich hart und unversöhnlich sich gegenüber; an eine Annäherung, eine wechselseitige Verständigung war durchaus nicht zu denken.

Daß Bruno, nachdem ihm die Flucht über das Gebirge gelungen war, die nächste bedeutende protestantische Stadt aufsuchte, war natürlich. Man hat behauptet, es habe ihm Beza den Rath gegeben, Genf zu verlassen. Ich habe vergebens eine sichere Quelle dieser Nachricht aufgesucht. Brunus selber muß bald

gefunden haben, daß Genf nicht sicherer war, als ein neapolitanisches Dominikanerkloster. Wer sein Leben außerhalb Italiens überblickt, dem wird es vollkommen klar sein, daß ein Hauptgrund seiner Flucht der war, daß er durch Vorträge und Schriften seiner Philosophie eine Stätte in der Geschichte bereiten wollte; es war der überschwellende Geist, der laut werden mußte, wenn er sich nicht in sich selber verzehren sollte. In Genf konnte er sich nicht äußern. Hier erschien keine Schrift von ihm; gewiß hielt er auch hier keine Vorträge. Seine Erscheinung in Genf 1580 ist mehr als wahrscheinlich. 1582 ist er in Paris. Wo er nun die zwei Jahre zugebracht hat, und wie lange an jedem Orte, bleibt immer zweifelhaft; daß er diese Zeit, oder nur einen bedeutenden Theil derselben in Genf geblieben, ist höchst unwahrscheinlich; er mußte bald entdecken, daß hier weder für die Verkündigung seiner Lehre Freiheit, noch für seine Person Sicherheit zu erwarten war. Doch könnten seine beschränkten äußeren Verhältnisse ihn vielleicht wider seinen Willen einige Zeit festgehalten haben. Toulouse und Lyon werden als Städte genannt, in welchen er sich aufgehalten habe, ehe er in Paris auftrat. Ueber die Zeit, die er in diesen Städten zubrachte, verlautet nichts, und Scioppius, der allerdings von seinem früheren Leben im Aus=

lande unterrichtet war, ist der einzige, der in dem bekannten Briefe, welcher als eine Hauptquelle für das Leben des Bruno gelten muß, diese Städte nennt. Es steht uns durchaus, nach den Kenntnissen, die wir besitzen, frei, die zwei Jahre willkürlich zwischen Genf, Toulouse, Lyon, ja selbst Paris, zu vertheilen. Bei der Leichtigkeit, mit welcher er sich die Zuneigung und Achtung der Menschen erwarb, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Freunde ihm einen stillen, sogar verborgenen Aufenthalt verschafften, in welchem er sich ruhig für seine bevorstehende Thätigkeit an der Pariser Universität vorbereitete, und die letzte Hand anlegte an die bedeutende, schon in Italien entworfene Reihe von Schriften, die schnell hinter einander in London erschienen.

So wenig er seine Ueberzeugung zu verbergen suchte, ja auch nur vermochte, diese vielmehr rücksichtslos, ja mit Härte jederzeit äußerte, so scheint er doch mit italienischer Schlauheit den Boden untersucht zu haben, auf welchem er zuerst in seinem Leben thätig sein wollte. So verschieden Petrus Ramus, der wohl kaum den Namen eines Philosophen im tieferen Sinne verdient, von Brunus war, so hatte er doch in Paris mit seinen Anhängern und auf seine Weise den Kampf gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, wie früher Patritius, Tilestus und andere in

Italien, angeregt. Bruno war zwar ein ganz anderer, und wenigstens für die Zukunft gefährlicherer Gegner der herrschenden Schule; aber er war nicht der erste. So durfte er wohl hoffen, Anhänger und einen geschichtlichen Boden für seine Lehre zu finden. Man hat sich daran gewöhnt, ihn als einen abenteuerlich herumirrenden, unstäten Geist zu betrachten, der nirgends Ruhe finden konnte. Je genauer ich mit seinen Schicksalen und mit seinen Schriften bekannt werde, desto ungerechter scheint mir dieser Vorwurf zu sein. Ich sehe, wie er sein ganzes Leben hindurch einem klar erkannten und fest beschlossenen Ziele entgegenging, und dieses nur aufgab, als alle Hoffnungen verschwanden und alle Versuche mißlangen. Bis jetzo können wir in seiner Bewegung durch mehrere Städte bis nach Paris hin nichts anderes wahrnehmen, als ein höchst zweckmäßiges und überlegtes Verfahren, welches grade auf sein Ziel losgeht. Zwar äußerte er unverhohlen seinen Haß gegen jede geistige Beschränktheit, gegen jede Pedanterei und gegen diejenigen geistlosen Philologen, die der bloßen Grammatik eine entscheidende Gewalt über die tiefsten geistigen Aeußerungen einer großen Vorzeit zuschrieben. Aber dennoch ließ er, wie die Stelle in seiner Schrift: de umbris idearum, die auch Buhle (II, 720) hat abdrucken lassen, beweist, die speculativen Momente

der verschiedenen Schulen wenigstens im Anfange gelten. Nur der Unfähige, Geistesarme, wird entschieden abgewiesen, ihm strenges Stillschweigen auferlegt, damit sein ungehöriges Gerede den ruhigen Gang der Untersuchungen nicht störe. Später wird seine Polemik freilich immer heftiger durch den Widerstand und die Nichtachtung, die er fand. Diese Polemik ist zwar derb und rücksichtslos, zeigt aber durchgängig eine so auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, durch welche im Anfange dieses Jahrhunderts sich der tiefere Geist Bahn zu brechen suchte, daß selbst ein bloßer Literator, wenn er mit einiger Aufmerksamkeit die Eigenthümlichkeit seiner Polemik verfolgt, erkennen muß, daß hier zum erstenmal in der Geschichte der neuern Philosophie derselbe Kampf für dieselbe Sache, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, stattfand.

So mochte wohl Bruno anfänglich hoffen, in Paris Aufmerksamkeit und Theilnahme für seine Philosophie zu finden. Er irrte sich. Freilich interessirten sich geistreiche Männer für ihn, aber wenige ahneten auch nur, was er wollte. Er war und blieb „Caviar für das Volk."

Ein Geist, der so durchaus aus sich selber hervortretend unter den Uebrigen erschien, von allen Parteien unabhängig, mußte nothwendig von allen Seiten Gegner, ja Feinde erwarten. Die bekannte, von Abe=

lung schon angeführte Stelle des Johannes von Nostiz in seinem: „Artificium Aristotelico-Lullio-Rameum“ beweist, welches Aufsehen Bruno bei seinem ersten Auftreten erregte, welchen stürmischen Beifall er erlangte. Aber eine solche Anregung ist einem Rausche ähnlich, und der aufgeregte Geist, von keiner eigenthümlichen Production unterstützt, sinkt schnell, ja wie aus einem ängstlichen Traum erwacht, zur platten Gewöhnlichkeit zurück. Bruno mochte wohl bald erfahren, wie wenig mit diesem vorübergehenden Beifalle gewonnen war. Was ihn nach London trieb, ist, wie mir scheint, völlig klar, wenn wir nur, was wir bis jetzo mit Sicherheit wissen, gehörig erwägen. Die Reise war, betrachten wir seine Lage und seine Absicht, in der That nothwendig. Wendt hat sich das Verdienst erworben, in einer Anzeige der Wagnerschen Ausgabe der italienischen Schriften des Bruno (Göttingsche gelehrte Anzeigen 134. und 135. Stück. 1830) einige Aufschlüsse über die Reise des Bruno nach London zu geben, oder wenigstens zu erneuern. Die Pariser Orthographie und die Lettern des Drucks in den Schriften des Bruno, als deren Druckort London genannt wird, riefen die Vermuthung hervor, daß diese nicht dort, sondern in Paris gedruckt wären. Die bekannte Schrift: de la causa etc., sollte, wie Wagner mit Buhle glaubt, in Paris gedruckt sein

(der angegebene Druckort Venedig ist offenbar erdichtet). Nun sind aber die Schriften: dell' infinito universo e mondi, und degli heroici furori, so wie auch cabala del cavallo Pegaseo, mit denselben Lettern auf dasselbe Papier gedruckt; sie erschienen aber, während Brunus sich in London aufhielt, und die zwei erst genannten sind an den französischen Gesandten Castelnaux und an Philipp Sidney dedicirt, unter deren Schutz er in London lebte. Die Lösung dieser Verwirrung giebt schon Adelung, indem er auf Ames's und Herberts topograpical antiquities (II, 1065) hinweist. Dieser erzählt: Thomas Vautrollier, ein Franzose, Gelehrter und Drucker, sei während der Regierung der Königin Elisabeth nach England gekommen; er habe seine Presse in Blackfriars errichtet. Mr. T. Baker sagt in einem Brief an Mr. Ames, dieser sei der Drucker des Jordanus Brunus im Jahre 1584 gewesen; er habe deshalb flüchtig werden müssen, habe sich nach Edinburg gewandt, und dort die Schottländer ein besseres Buchdrucken gelehrt. Auch werden in einem Verzeichnisse der Druckschriften des Vautrollier ausdrücklich: cabala del cavallo Pegaseo und degli heroici furori, die den erdichteten Namen des Buchdruckers Antonio Bajo trägt, genannt. Hieraus erklärt sich nun der französische Druck

und die Aehnlichkeit der Holzschnittverzierungen mit denen des H. Stephanus.

Sehen wir nun, wie während des kurzen Aufenthaltes des Bruno in London (er hielt sich nicht über ein Jahr dort auf) seine tiefsinnigsten und am meisten ausgearbeiteten Werke: de la causa — dell infinito — spaccio de la bestia trionfante — nebst anderen, in dieser kurzen Zeit herauskamen, so müssen wir wohl annehmen, daß diese Werke früher höchst wahrscheinlich schon in Italien, ausgearbeitet waren, daß der Druck derselben in Paris Hindernisse fand, und daß der gelehrte Vautrollier, von dem Inhalte dieser Schriften ergriffen, sich entschloß, dem Bruno nach London zu folgen, dort eine Presse zu errichten, um diese Schriften mit anderen drucken zu lassen. Bruno aber ward durch die Unterstützung und Empfehlung des französischen Gesandten in den Stand gesetzt, nach London zu reisen und sich dort aufzuhalten. Die Buchdrucker der damaligen Zeit waren oft Gelehrte, betrachteten ihr Geschäft nicht bloß als ein Handwerk, und druckten, was ihnen vorzüglich der Veröffentlichung werth schien.

Wie gesagt, war eine Hauptabsicht des Bruno, ja gewiß ein vorzüglicher Grund seiner Flucht aus Italien, der Druck seiner Schriften. Er mußte bald die Entdeckung machen, wie wenig fruchtbringend seine

Vorträge waren, wie vorübergehend der Eindruck, den sie machten, und wer sich so entfremdet von seiner Umgebung fühlte, sah sich wohl gezwungen, an die Nachwelt zu appelliren.

Als Jordanus Brunus nach London kam, hatte Elisabeth schon 25 Jahre regiert. (Maria Stuart fast seit 15 Jahren im Gefängniß und ward vier Jahre später hingerichtet.) Die Königin war verehrt und beliebt; in London herrschte Ruhe. Dieses wie die Regierung hatte den Blütepunct seines Ansehens erreicht. Spenser war der allgemein verehrte Dichter, durch Beaumont und Fletcher, Marlow und Green hatten die dramatischen Vorstellungen schon einige Bedeutung erhalten. Shakespeare war 20 Jahre alt, von ihm war noch nicht die Rede. So fingen die Vorzüglicheren der Nation an, sich im großen Sinne zu fassen und zu erheben. Die bedeutendsten Geister waren reif für kühnere Ansichten, und unter diesen glänzte, durch vielseitige Bildung, der geistreiche Philipp Sidney, der Freund und Beschützer des Bruno, wie später des Shakespeare. Mit Enthusiasmus spricht Bruno von seinem Aufenthalt in London. Er ist besonders ein entschiedener Bewunderer der englischen Frauen. Die Größe, die Macht, der Glanz des Reichs reißt ihn hin. Aber, wie zu jeder Zeit in England, traten auch damals die größten Extreme, der kühnsten

geistigen Freiheit und der starren Macht überlieferter Formen, sich gegenüber. Die Universität Oxford, gefesselt durch traditionelle Disciplinen, schloß für Bruno jede Möglichkeit aus, dort Vorträge zu halten. Seine Stellung dieser Universität gegenüber erkennt man schon aus dem an sie gerichteten Schreiben, der explicatio triginta sigillorum beigefügt. Es herrscht in diesem ein heftiger Zorn, der sich nur mühsam hinter den, den Universitäts-Lehrern gemachten Complimenten verbirgt. Auch die heftigen Klagen über Verfolgungen in der Dedication der Schrift dell' infinito deuten auf die Hindernisse, die er fand.

Sein freundschaftliches und günstiges Verhältnis zu Philipp Sidney ward durch Verläumdungen, die uns unbekannt sind, gestört. Es ist wohl möglich, daß sie durch die Bewunderung des sinnlich feurigen und phantasiereichen Italieners für die englischen Frauen veranlaßt wurden. Die Mühe, die er sich in seiner Dedication der Schrift degli heroici an Philipp Sidney giebt, seine Entzückung, durch die übersinnliche Liebe erregt, von der sinnlichen Glut zu unterscheiden; die feierliche Art, mit welcher er bezeugt, daß diese allein ihn beherrsche, scheinen auf etwas der Art zu deuten. Auf jeden Fall war seine Rückkehr nach Paris, nachdem der Druck seiner vorzüglichsten Schrif-

ten beendigt war, sehr natürlich. Seine Absicht konnte nicht sein, hier zu bleiben.

Aber in Frankreich hatte sich während der Zeit manches verändert. Die Verhandlungen zu Blois 1584 hatten den religiösen Streitigkeiten eine für die Hugenotten sehr gefährliche Wendung gegeben, und obgleich Bruno kein Hugenott war, ja wohl nicht ausdrücklich aus der katholischen Kirche ausgeschieden, so konnte er wohl voraussetzen, daß die Aristoteliker, seine Feinde, seine bedenklichen Aeußerungen nicht unbemerkt vorübergehen ließen. Die Ermordung des Ramus mußte ihm warnend vorschweben. Er kam zurück nach Paris in der Absicht, die Universität zu verlassen. Seine Gelehrsamkeit und der alte Grundsatz der Universität, den wissenschaftlichen Streitigkeiten freien Spielraum zu lassen, hatten ihm früher eine Stelle bei der Pariser Universität verschafft, als man seine Ansichten noch nicht genau kannte. Er sah wohl ein, daß die Waffen, mit denen er die aristotelische Philosophie bekämpfe, höchst verschieden waren von denjenigen, welche von Ramus und seinen Anhängern benutzt wurden. Der esoterische Standpunct seiner Speculationen war dem Zeitalter völlig fremd; aber muthig wie er war, wollte er noch vor seiner Abreise den Hauptangriff auf die Aristoteliker wagen, und nur zwei kleine Schriften sind in Paris erschienen:

figuratio aristotelici physici auditus, und die articuli de natura et mundo etc., die von einem Schüler des Jordanus Brunus, Johannes Hennequin, drei Pfingsttage hinter einander in einer öffentlichen Disputation vertheidigt wurden. Nach dieser verließ er Paris.

Sein Entschluß, jetzt Deutschland aufzusuchen, als das einzige Land, welches ihm noch Hoffnung gab, gehört, vielleicht hier und da verstanden zu werden, war durch die Verhältnisse geboten. Die oratio consolatoria, die bei der Veranlassung des Todes des Herzogs Julius von Braunschweig erschien, enthält entschiedene Aeußerungen, die es beweisen, daß nicht allein wissenschaftliche Streitigkeiten, sondern auch die bedenkliche Lage Frankreichs, die eben in dieser Zeit die gefährlichste Wendung nahm, und einen fremden kühnen Denker der größten Gefahr aussetzte, ihn aus diesem Lande trieben. Der Kampf gegen Aristoteles, wie er in Paris auf der Universität ausbrach, ging doch von einer Schule aus, die von Bruno geringgeschätzt wurde, auch dann, wenn sie mit ihm einen gemeinschaftlichen Feind bekämpfte. In Deutschland herrschten zwar auch die religiösen Streitigkeiten, aber sie fanden nicht den gefährlichen politischen Mittelpunct, durch welchen sie in Frankreich so drohend wurden. Das in sich zersplitterte Reich, die Uneinig-

keit selbst, trugen mehr ein inneres geistiges Gepräge. Die dogmatisch-religiösen Streitigkeiten, die mit Heftigkeit, ja mit verdammungssüchtiger Erbitterung geführt wurden, waren, wie sie unter den Protestanten hervorbrachen, so ganz innerhalb der engen Schranken der eigenthümlichen Bestimmung gefesselt, daß man nicht selten den Philosophen einen freien Spielraum ließ, und auf ihre Aeußerungen, selbst auf die kühnsten, wenn sie nur nicht mit den dogmatischen Streitigkeiten in unmittelbare Berührung kamen, wenig zu achten schien. Eine kurze Betrachtung des Lebens unseres Philosophen wird beweisen, daß er in Deutschland eben die Universitäten aufsuchte, auf welchen er hoffen konnte, für seine Lehre Theilnahme, für seine Vorträge Aufmerksamkeit zu finden.

In Marburg ward er abgewiesen. Es ward ihm die Erlaubnis, Vorträge zu halten, versagt; aus hinlänglichen (aber nicht genannten) Gründen. Dieses erfahren wir aus dem durch Wachler bekannt gewordenen Brief. Zwei Jahre hindurch blieb er in Wittenberg, und rühmt in der oratio valedictoria die Aufnahme, die er dort fand. Man glaubt, die Unruhe, das unstäte Wesen, welches ihn nirgends lange ausharren ließ, habe ihn hier weggetrieben, aber wenn man die Lage der Universität zu diesem Zeitpunct erwägt, so findet man in der That Gründe

genug, die ihn veranlassen konnten, seinen Aufenthalt zu verändern. Die strenge Concordien-Formel war wenige Jahre früher in Wittenberg angenommen; die heftigen und leidenschaftlichen Streitigkeiten gegen die Flaccaner wurden mit der höchsten Erbitterung geführt. Das Lob, welches er der Universität ertheilt: daß sie seine Lehren nicht naserümpfend, wie er sich ausdrückt, mit Spott und Hohn vernahm, ist doch nur das der Duldung. Keine Aeußerung deutet darauf, daß er hier irgend eine lebendige Theilnahme fand. Melanchtons aristotelische Lehrmethode hatte ein entschiedenes Uebergewicht. Die Anhänger des Ramus fanden zwar einige Theilnahme, ja es entstanden dadurch unter den Studirenden Bewegungen, die in den Annalen der Universität verzeichnet sind, sie schlossen aber damit, daß den Ramisten verboten wurde, Vorträge zu halten. Wenn auch Bruno von diesen sehr verschieden war, wenn ihn, wie man aus seiner Abschiedsrede schließen muß, keine Verfolgung traf, so ist doch wohl vorauszusetzen, daß seine Vorträge gar keinen Eindruck machten; man findet durchaus keine Spur von irgend einem Einflusse, den er auf die Universität ausgeübt hat; man weiß keinen einzigen Anhänger zu nennen, den er gewonnen hat.

Er verließ Wittenberg, um nach Prag zu gehen, und seine Biographen haben geglaubt, diese Reise nur

aus seinem unstäten Wesen erklären zu können. Solche Urtheile haben wenig Grund. Seine Vorträge fanden in Wittenberg keine Zuhörer, und der Hauptzweck seines Lebens, nämlich die Herausgabe seiner Schriften, fand ohne allen Zweifel Schwierigkeiten; denn nur exoterische Schriften, die lampas combinatoria logicorum, und eine neue Ausgabe der oben erwähnten, von Hennequin in Paris vertheidigten Streitschrift, kamen hier heraus. In Prag aber residirte Kaiser Rudolf, der Gönner und Beschützer von Tycho-Brahe und Kepler, der selbst mit mancherlei mystischen Dingen beschäftigt war. Auch die in Prag erscheinenden Schriften: de progressu et lampade combinatoria logicorum — de specierum scrutinio — und articuli centum sexaginta adversus mathematicos — gehören zu der exoterischen Art. Hieraus versteht sich, wie mir scheint, das Verhältnis zu seiner Umgebung in dieser Stadt von selbst, welches er sich in der Ferne, und wer weiß durch welche Verlockung getäuscht, günstiger gedacht hat. Die letztgenannte Schrift gegen die Mathematiker ist an Kaiser Rudolf dedicirt, und wie der Inhalt beweist, hoffte er, durch sie den Kaiser für sich zu gewinnen.

Wir haben nur wenige Nachrichten von seinem Aufenthalt in Prag. Er wurde selbst von Vielen bezweifelt. Der Druckort der genannten Schriften im

Jahre 1588 und das Zeugnis des Scioppius hebt diesen Zweifel. Daß aber seine Hoffnung, hier eine Stätte und Muße für seine Studien zu finden, nicht erfüllt wurde, ist klar. Da zog ein Fürst in Deutschland seine Aufmerksamkeit auf sich, und zwar einer der ausgezeichnetsten seiner Zeit, der mit einer geistigen Freiheit wie wenige, die verworrenen inneren wie äußeren, geistigen wie politischen Verhältnisse übersah. Es war Herzog Julius von Braunschweig. In seinem Lande herrschte Friede und religiöse Duldung, wie nirgends; seine für das kleine Land segensreiche Regierung dehnte sich auf alle Verhältnisse aus, und der ausgezeichnete Schutz, den Bruno bei diesem Fürsten fand, beweist, wie umfassend und frei sein Geist war. So lange sein Schutz ihn aufrecht erhielt, war Bruno glücklich; er schien die Stätte gefunden zu haben, die er bisher vergeblich suchte. Dieser Fürst starb, nachdem Bruno wenige Monate in seinem Lande gelebt hatte, und die günstige Stellung verschwand. Zwar war sein Nachfolger Heinrich Julius ein sehr verdienter Fürst; er hatte eine gelehrte Erziehung genossen und besaß, fast als ein Kind, ausgezeichnete Kenntnisse. Man rühmte seine Duldung, und wie er die damaligen dogmatischen Streitigkeiten mehr zu schlichten, als zu entflammen suchte. Wie sein Vater, trennte er sich gewissermaßen von den eifrigen und

leidenschaftlichen Dogmatikern in Wittenberg, und die Concordien-Formel ward nicht in Helmstädt eingeführt. Aber dennoch beherrschte die Dogmatik, wie sie angenommen wurde, auch hier mehr oder weniger die ganze, wenige Jahre früher von Herzog Julius gestiftete Universität. Wenn Bruno einige Zeit auf dieser Universität lehren konnte, ohne gestört zu werden, so war es ohne allen Zweifel, theils weil er nach langer Erfahrung die tiefsten Principien seiner Philosophie aus Vorsicht und weil sie nicht begriffen wurden, verschwieg, theils weil die Philosophen, ihn ignorirten, und die neugierigen Studirenden ihm vielleicht mit Erstaunen zuhörten, wenn sie ihn auch gelegentlich verhöhnten. Ich glaube, diese Verhältnisse annehmen zu dürfen, weil Bruno, so lange er sich in Braunschweig aufhielt und in Helmstädt lehrte, außer seiner oratio consolatoria, nichts drucken ließ. Es war auffallend; denn es läßt sich, wie wir sehen werden, darthun, daß er während dieser Zeit mehrere, und eben für das Verständnis seiner Philosophie äußerst wichtige Schriften ausgearbeitet hat, und weil er, so lange er sich außer Italien aufhielt, niemals ein so lange dauerndes Stillschweigen beobachtet hat. Daß er aber als Docent kein Glück gemacht hat, schließe ich daraus: daß hier keine jener kleinen, die Lullische Kunst erläuternde Darstellungen erschien. Er fand

sich eingeklemmt zwischen starrer Dogmatik und dem damaligen philologischen Studium, welches an die Stelle der katholisch-religiösen Tradition eine wissenschaftliche setzte, die unbedingten Glauben und Annahme forderte, und die eben von Bruno geringgeschätzt und heftig angegriffen wurde. Wo Caselius die ganze Universität beherrschte, wo eine Anordnung, so alt wie die Fundation der Universität, das einseitigste Studium der damaligen aristotelischen Philosophie befahl und eine jede Abweichung für Ketzerei erklärte, war für Bruno kein günstiger Platz. Die Theologen griffen ihn an, die sogenannten Philosophen konnten nicht geneigt sein, ihn zu schätzen, eben so wenig mochte das Wohlwollen des entfernten Herzogs ihm als Stütze dienen können. Bruno liebte es, wenn er sich eine Zeit lang auf Universitäten aufgehalten hatte, auf welchen er zwar keine positive Ermunterung, wohl aber Duldung fand, bei seiner Abreise Episteln an diese zu richten. So kennen wir ein solches Schreiben an die Universität Oxford — ein dankendes an den Rector der Pariser Universität — ein lobendes an die Wittenberger. Es muß auffallen, daß er nicht ein ähnliches an Helmstädt richtete. Die Dedicationen der Schriften: de triplici, minimo etc. — und de imaginum signorum et idearum compositione — sind an den Herzog gerichtet, und beziehen sich

auf seinen Aufenthalt in Helmstädt. Aber wir haben auch einen unmittelbaren Beweis von den Verfolgungen, die von den Theologen gegen ihn erhoben wurden. In einem Schreiben, durch Henke (die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert. Halle 1833. S. 69) zuerst bekannt gemacht, wendet sich Bruno an den Prorector der Universität. Er beklagt sich in diesem über den Pastor primarius und Superintendenten der Stadt Helmstädt (nach Henke, Boethius), daß dieser ihn öffentlich angegriffen habe, und fordert den Prorector auf, ihn seinem Gegner gegenüber zu stellen, damit auch er gehört werde. Der damalige Prorector war Hoffmann, und seine, wenn auch noch geheime Opposition gegen die Philologen, welche ihn später zur Ermunterung der Anhänger des Ramus, und dadurch zu Streitigkeiten veranlaßte, die ihm sehr nachtheilig wurden, mag Bruno bewogen haben, sich eben an diesen zu wenden. Der Brief, der sich in der Wolfenbüttler Manuscriptensammlung vorfindet, ward zuerst durch Henke abgedruckt, und ist daher bis jetzo von den Biographen Bruno's nicht benutzt worden; er ist deswegen merkwürdig, weil er gleich im Anfange seines Aufenthalts in Helmstädt geschrieben ist, einige Monate nach dem Tode seines eigentlichen Beschützers, des Herzogs Julius. Wer Henke's Schrift liest, und aus dieser den damals

herrschenden Geist der Universität kennen lernt, wird sich eher über seine Aufnahme und daß es ihm möglich war, dort 2 Jahre zu bleiben, als über seine Entfernung wundern. Als ein vollkommen der Umgebung entfremdeter Geist, von der Zeit völlig unbegriffen, in tiefer Einsamkeit mit allem, was ihm das Höchste war, lediglich sich selbst überlassen, fand er nirgends eine verwandte Stimme, die ihm antwortete. Vergebens sucht man in der damaligen Zeit irgend einen bedeutenden Mann, der von dem Innersten seiner Speculation heraus sich ihm anschloß; selbst die exoterische Richtung seiner Philosophie, die Lullische Kunst, machte keinen Eindruck. Wo er hinkam, schien seine Persönlichkeit, aber nur diese, vorübergehend angeregt zu haben. Die Annalen der Universitäten, auf welchen er sich aufhielt, haben es nicht der Mühe werth gehalten, seiner zu erwähnen. Svevus academia Wittenbergensis, eine Schrift, die eben diese Zeit behandelt, ist mir zwar nicht zu Händen gekommen, aber Grohmanns Annalen der Universität Wittenberg (Meißen 1801. I, 199) beweisen hinlänglich, daß er keine andere Quellen fand, wie er von Bruno's Aufenthalt auf dieser Universität sprach, als die allgemein bekannten seiner eigenen Schriften.

Desto wichtiger mußte es ihm daher sein, durch Schriften seine Philosophie der Zukunft zu übergeben.

Er schien sich und seine Person, nach zehnjährigem vergeblichen Bemühen, völlig aufgegeben zu haben. In Schriften wollte er sein Dasein aufgehen lassen, und es dann opfern. Es ist seltsam, daß dieser Umstand, der so nahe liegt, allen seinen Biographen entgangen ist. Er scheint mir ein Licht in das wunderbare Dunkel seines Lebens zu werfen.

Offenbar fand der Druck seiner esoterischen Schriften in Paris Schwierigkeiten. Ein Buchdrucker entfloh mit ihm nach England; kaum aber waren mehrere seiner bedeutendsten Schriften dort erschienen, als der Buchdrucker nach Schottland entfliehen mußte und Bruno, England verließ. Ein ähnlicher Grund bewog ihn ohne allen Zweifel, Wittenberg zu verlassen und nach Prag zu gehen, aber hier fand er sich getäuscht. Sein Aufenthalt in Prag muß sehr kurz gewesen sein. — 1588 war er noch in Wittenberg. Seine oratio consolatoria ist den achten März 1589, fünf Monate nach seiner Ankunft in Braunschweig, gedruckt; daß aber dem Drucke seiner Schriften in Helmstädt Hindernisse entgegentraten, können wir mit Sicherheit voraussetzen. Er ging von hier nach Frankfurt am Main, offenbar weil dort ein, wenn auch unbekanntes Verhältnis ihm den Druck seiner Schriften erlaubte. In dieser Stadt erschienen rasch hinter einander die drei wichtigen Schriften: de monade,

numero et figura — de immenso et innumerabilibus — de triplici, minimo et mensura. — Bruno, ohne allen Zweifel verfolgt, mußte plötzlich Frankfurt verlassen. Der Verleger setzte den Druck des Werkes fort. Er hatte, was er wollte, vollendet. So sind keine seiner wichtigsten Werke in Universitäts-Städten erschienen. Die italienischen in London, die lateinischen — metrischen in Frankfurt.

Vier Jahre hindurch verschwindet jede Nachricht von seinem Aufenthalt; er hat sich ohne allen Zweifel verbergen müssen. 1594 erscheint er vorübergehend in Zürich. Eine Schrift, die für das Verständnis seiner Philosophie wichtig ist: summa terminorum metaphysicorum — dictirte er lebendig, wie sie ihm vorschwebte, dem oben genannten Eglinus in die Feder; und von Zürich aus ging er nach Padua seinem Schicksal entgegen.

Ich habe die Schrift des Antonio Riccoboni: de gymnasio Patavino 1598, die auch mit diesem Jahre endigt, sorgfältig durchgesehen. Sie enthält die ausführlichsten Berichte über alle Ereignisse auf der Universität. Unruhen der Studenten werden, wie philosophische und theologische Kämpfe, mit Breite erzählt, ja besonders in den letzten Jahren alle vortragenden Docenten genannt: Bruno nicht. Man sucht vergebens in der ganzen Schrift seinen Namen; und

dennoch ward er eben im Jahre 1598 der Inquisition zu Venedig überliefert. — Hatte er etwa den Entschluß gefaßt, in stiller Einsamkeit sein übriges Leben unbemerkt zu bleiben? Sind während der Zeit Schriften von ihm ausgearbeitet und durch die Inquisition vernichtet? Wir wissen es nicht. Seine Schriften sind ohne allen Zweifel, selbst die gedruckten, unterdrückt, und daher so selten. Er citirt mehrere unbekannte. Ob sie gar nicht gedruckt wurden, oder, obgleich gedruckt, durch die beschränkte Verfolgungssucht vernichtet sind, bleibt ungewiß. Offenbar war ihm sein Leben gleichgültig geworden, er gab sein äußeres Dasein auf, weil er für das innere keine Stätte fand; jung war er ohne allen Zweifel nicht mehr, vielleicht tief in die sechzig.

Seine Persönlichkeit hatte allenthalben, wo er hinkam, Theilnahme erregt. Eigentliches Interesse für die Eigenthümlichkeit seines Geistes fand er auf keiner Universität. Nach dem durch seinen Biographen bekannt gewordenen Zeugniß des Johann von Nostiz, riß er zwar, wenigstens in Paris, seine Zuhörer hin, aber er gewann sie nicht. Auch theilte er ihnen das Esoterische seiner Lehre nicht mit. Wir können dies mit einiger Gewißheit behaupten; denn die Dialogen-Form, wie die dichterische, schließt jede Beziehung auf einen öffentlichen Vortrag aus. Seine Gönner, die

eine Ahnung von der Tiefe und Kühnheit seines Geistes hatten, waren nicht Gelehrte; es waren gebildete, geistreiche Staatsmänner, wie der französische Gesandte Castelnaux, wie der Engländer Philipp Sidney, wie die Herzöge von Braunschweig.

So einsam war sein Dasein, daß über seinen grauenhaften Tod, über seine lebendige Verbrennung (1600) in Rom, nur ein Zeugnis existirt, und zwar von seinem ärgsten Feinde, der wahrscheinlich zu seiner Auslieferung an die Inquisition beigetragen hat, dem Scioppius. Dieser, von protestantischen Eltern geboren, ward grade damals Katholik. Die Feinde, die Bruno verfolgten, waren gewiß nicht religiöser. Der geistlose, rachsüchtige, launenhafte Scioppius, Scaligers Feind, mußte sich vorzugsweise durch die heftigen Angriffe auf geistlose Pedanterei getroffen fühlen, obgleich er wahrscheinlich dem Bruno wohl unbekannt war: er mußte sich an vielen Stellen der Brunonischen Schriften, in dem Marfurio der Candelaja, im Polymnius des Gesprächs de la causa, geschildert finden. Seine Rache hatte sorgfältig dem Leben des Bruno nachgespürt. Er mag als ein böser Dämon ihn in seinen letzten Tagen verfolgt, seinen Aufenthalt in Padua entdeckt haben. Es ist bekannt, daß er genöthigt wurde, das Andenken des [Mä]rtyrers zu verherrlichen. Nachdem er in dem be-

kannten Schreiben seinem lieblosen Haß auf die empörendste Weise freien Lauf ließ, zwang ihn — den Unwilligen — die Gewalt der Wahrheit, folgende Aeußerung zu verewigen: Bruno sagte, als man ihn zum Scheiterhaufen führte: „majori forsitan cum timore sententiam in me dicitis, quam ego accipiam.“

Es ist seltsam, wie stille und unbemerkt Bruno verbrannt wurde. Erst 20 bis 30 Jahre nach seiner Verbrennung ward er Gegenstand kaum der Theilnahme, vielmehr der müßigen literarischen Neugierde. Es war der Brief des Scioppius an Konrad Rittershausen, wie dieser zum erstenmal gedruckt in einer Schrift: Macchiavellizatio etc. in Deutschland mit dem fingirten Druckort Saragossa erschien, durch welchen zuerst die Neugierde erregt wurde. Ich will Bekanntes nicht wiederholen. Auf Cartesius, wie auf Leibnitz hat Bruno großen Einfluß ausgeübt. Die Monadologie des Letzteren ist in Bruno's Schriften: de monade — und de triplici, minimo etc. — zu erkennen. Wie er in der neueren Zeit durch Jacobi die Aufmerksamkeit auf sich zog, ist hinlänglich bekannt. Zwei philosophische Dialoge sind, obgleich nur auszugsweise und etwas flüchtig, von Rixner übersetzt. Einzelne Aeußerungen aus anderen Schriften aphoristisch. Die meisten seiner Werke sind durch Wagner und Gfrörer wieder, von den vielen Druckfeh-

fern gesäubert, abgedruckt, und dadurch zugänglicher gemacht. Freilich die wichtigsten lateinischen fehlen bis jetzo; diese sind noch nie Gegenstand eines ernsten Studiums gewesen. Selbst unsre ersten Philosophen kennen viele seiner Werke nur aus der ungenügenden Darstellung des Buhle. Aber am Stiftungstage der Akademie, am Gedächtnistage des großen Leibnitz, ziemt es sich wohl, das Andenken an das tragische Schicksal des Mannes zu erneuern, der mehr als irgend ein Philosoph des 17. Jahrhunderts Leibnitzens Vorgänger genannt zu werden verdient.

Ueber die

Einwirkung des Christenthums

auf

die nordische Mythologie.

(Zwei Vorlesungen in der Akademie 1842.)

I.

Meine Absicht ist, den Einfluß des Christenthums oder, bestimmter ausgedrückt, die Momente desselben, welche auf die spätere Ausbildung der skandinavischen Mythen eingewirkt haben können, zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen. Zwar ist dieser Gegenstand hier und da berührt, aber, so viel mir bekannt ist, nur vorübergehend und fragmentarisch. Ich darf nicht behaupten, daß diese Untersuchung zu entschiedenen Resultaten führt, dennoch aber möchte sie einige Gesichtspunkte herbeiführen, die, weiter verfolgt und geprüft, von einigem Nutzen sein könnten.

Der eigentliche Text dieser kleinen Arbeit ist der bekannte Schluß der Völuspà. Von diesem habe ich eine vorläufige Uebersetzung gewagt.

Und Sie sieht steigen
Zum zweiten Male
Land aus dem Meere
Trefflich grünend.

Die Fluten fallen,
Fliegt der Aar darüber,
Der auf dem Gebirge
Nach Fischen jagt.

Asen sich finden
Auf dem Idafelde,
Erinnern sich dort
Alter Sagen:

Von Moldthimir,
Von großen Thaten,
Von Fimbultyrs
Geheimen Runen.
Sie dann werden
Wunderbare
Goldene Tafeln
Im Grase finden,
Ihr eigenes Gut
Aus uralter Zeit. —

Ohne Saatkorn
Felder gedeihen,
Alles Böse verschwindet,
Baldur kömmt wieder,
Weilt mit Haudur
In Hropts Sieges-Wohnung. —
Wißt ihr noch sonst was? —

Da kann Hänir
Eigenthum kiesen; —

Und beider Brüder
Kinder wohnen
Im weiten Vindheim. —
Weiß ich noch sonst was? —

Saal seh' ich stehen
Die Sonn' überstrahlend,
Golden das Dach,
Im hohen Gimle:
Da sollen treue
Menschen wohnen,
Zu allen Zeiten
Glück genießen.

Der Gewaltige kömmt
Zum Rathe der Götter
Von oben herab,
Der Allbezwinger,
Sein Richterspruch gilt,
Streitende schweigen,
Frieden gebeut er,
Der ewig dauert.

Dann kömmt der dunkle
Drache geflogen,
Unten glänzende Natter,
Aus dunkeln Thälern,
Trägt unterm Fittig,
Das Gefild' überfliegend,
Nidhauggr, Leichen —
Und sie versinkt.

Ich habe in dieser Uebersetzung Einiges anders genommen als gewöhnlich. In der Ursprache liest man zuerst, wo von Hauburs und Baldurs Wohnung die Rede ist:

„vited their enn eda hvad?“

Später, wo von der Wohnung der beiden Brüder Hänirs im weiten Vindheim gesprochen wird, heißt es:

„vit eg enn eda hvad.“

Die letzte Lesart, eben hier, wie sie in der ersten Ausgabe der Völuspa *) vorkömmt, ist vielleicht mehr, als ein bloßer Irrthum eines Abschreibers.

„Wißt ihr noch sonst was?“ fragt die Völuspa wiederholt; hier dagegen sagt sie, „weiß ich noch sonst was?“ Diese Frage bildet nun eben den Uebergang zu der Verkündigung eines friedlichen, religiösen, reinen Daseins. Den goldbedeckten Saal sieht sie offen, in welchem der Herr der Götter und Menschen Streit schlichtend und ewigen Frieden gebietend erscheint. Wenn die Furcht vor dem Fremdartigen, welches sich der Weissagerin unwillkürlich aufdrängt, hier aus ihr sprechen sollte? wenn diese göttliche Gestalt der Völva

*) Von Resenius 1665. Die neuesten Ausgaben, von Rask (1818) und Finn Magnusen (1828) lesen diese mehrmals wiederkehrende Zeile immer gleich, ohne hier einmal die Lesart bei Resenius zu bemerken. Sie bedarf freilich erst einer Berichtigung: veit.

Untergang drohte? diese ihr selber unerwartete Weissagung ihre letzte wäre, so daß sie, als der helle, göttliche Tag hervortritt, selbst verstummen muß? Würde uns dann nicht das vermeintliche Dunkel in dem Schluß der Völuspa erklärlich? Obgleich man fast allgemein so liest, wie hier gesetzt ist:

„Und sie versinkt“

so wird doch von Einigen gelesen er statt sie, und in der ersten Ausgabe steht „han“ *). In diesem letzten Falle wird angenommen, daß es der unten gleißende Leichen schleppende Drache sei, der versinkt, in dem ersten Falle hingegen, daß die weissagende Völva selber verschwindet. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß beide Vorstellungsweisen gewissermaßen richtig sind, obgleich „sie“ die bessere Lesart sein mag; daß die Weissagerin mit dem Drachen zugleich versinkt, und so die Weißagung und die letzte zwischen Gutem und Bösem schwankende dunkel nächtliche Seite der nordischen Mythologie schließt. Eine solche Vereinigung der Thatsache selbst mit ihrer Verkündigung durch die Weissagerin, darf, denke ich, wohl in einem

*) bei Resenius; dagegen bei Rask und Finn Magnusen hon (sie), welcher letzte auch jene Lesart anführt, und beide auf ähnliche Weise erklärt.

Gedichte wie Völuspa angenommen werden. Spricht sich nicht hier die Verwandtschaft der mythischen Weissagung mit dem verhaßten Seid, der weiblichen Weisheit mit der finsteren Zauberei aus?

Ich erinnere hier an Snäfrid, die Tochter des finnischen Zauberers Svase, die den Harald Haarfager durch ihre Schönheit bezauberte, so daß er lange Zeit hindurch sein Regiment vergaß, und als sie starb, sich Jahre lang nicht von ihrer Leiche, die fortdauernd frisch und schön blieb, trennen konnte. Erst als man ihn überredete, der Leiche ein anderes Lager zu bereiten, zerbarst sie bei der Berührung, Würmer, Kröten und mancherlei Unthiere krochen aus dem Leibe hervor, und dieser zerfiel in Asche. *)

Ich werde später noch Einiges, ich gestehe nur Unvollständiges, über den Inhalt der Völuspa zu sagen wagen. Dieses glaubte ich zur vorläufigen Erläuterung des Textes nicht überflüssig.

Auf eine Eigenthümlichkeit der skandinavischen Mythologie müssen wir, ehe wir weiter gehen, aufmerksam machen. Sie allein unter allen Mythologien

*) Heimskringla S. 25.

erhielt sich fast tausendjährig der immer mächtiger werdenden Ausbildung des Christenthums gegenüber. Sie hat sich nicht nur erhalten, sondern auch ohne allen Zweifel in dieser langen Zeit, wenigstens nach dem hohen Norden zu, entwickelt und ausgebildet neben einer rein geschichtlichen Zeit in Europa; sie lebt noch immer in der Erinnerung der Skandinavier, während diese mit der Cultur der verwandten Stämme gleichen Schritt halten. Die Griechen haben seit vielen Jahrhunderten dieser Verbindung mit ihrer Jugendblüte entsagt, ihnen ist ihre Mythologie fremd geworden, wie den übrigen Völkern Europas; sie ist ein Gegenstand der Reflexion, der Forschung, nicht ein Theil des Lebens. Daß die nordische Mythologie in ihren ersten Elementen ein gemeinschaftliches Gut mannigfaltiger Stämme war, daß sie aus der ursprünglich östlichen Heimat mit ihren Göttern und Sagen in Europa einwanderte, gegen Süden wie gegen Norden sich ausbreitete, ist jetzt allgemein bekannt und über jeden Streit erhaben. Aber diejenigen Stämme, die sich kühn der sinkenden römischen Herrschaft, zu deren Vernichtung sie berufen waren, entgegenstürzten, unterlagen, äußerlich zwar Sieger, dennoch innerlich der geschichtlichen Macht des Christenthums. Die zerstreuten Glieder der alten, unter den germanischen Völkern zurückgedrängten Mythen zu sammeln, die Reste

derselben in der Lebensweise, in den Rechtsverhältnissen, vor Allem in der uralten germanischen Sprache zu erkennen, hat eine neue strenge Wissenschaft begründet.

Zuerst wollen wir die Stämme des gothischen Volks, die vor allen die alten Mythen rein erhielten, und selbst, nachdem sie ihre religiöse Bedeutung verloren hatten, in der Erinnerung noch festhielten, auf ihrer Wanderung nach Norden verfolgen. Wir setzen dabei nicht allein die allgemeine Stammverwandtschaft mit den übrigen gothisch-germanischen Stämmen voraus, sondern nehmen auch an, was wir als bewiesen betrachten, daß die auf der skandinavischen Halbinsel sich ausbreitenden Gothen in ihrem neuen hochnördlichen Wohnsitze, und zwar von einem Zeitalter an, welches sich wenigstens im Norden gar nicht geschichtlich bestimmen läßt, immerwährend mit den übrigen, südlichen in Berührung blieben. Nach Svithiod einwandernde Asen, die ihren ersten Hauptsitz bei Upsala nahmen, brachten die nordische Mythologie mit sich, und diese Gegend bildete, so lange die Odins-Lehre herrschend blieb, fortdauernd den heiligen Mittelpunkt der nordischen Religion. Geijer hat es höchst wahrscheinlich gemacht, daß die früheren Einwohner Schwe-

dens Vorgothen waren, die mit den eingewanderten Asen theils in einem feindlichen, theils in einem freundlichen Verhältnisse standen. Ob nun diese nordische Götterlehre durch die Skioldungen gleichzeitig oder vielleicht früher in Seeland sich ausbildete, ist nicht zu bestimmen. Aus den ganz in die mythische Zeit sich verlierenden Ueberlieferungen sucht Grundtvig darzuthun, daß drei verschiedene in der skandinavischen Vorzeit sich bildende Dynastien entstanden, alle drei von göttlichem Ursprunge. Die Skioldungen bildeten, wie er darthut, die Dynastie in Seeland, die Skilfinger die in Schweden zurückbleibende, die allmälig über die frühern gothischen Einwohner die Oberhand gewannen, so daß diese, obgleich unter mancherlei Kämpfen, die Jahrhunderte lang dauerten, die Odinsche Lehre annahmen. Die dritte Dynastie, deren Anfang sich zwar auch in eine mythische Zeit verliert, ist die jüngste unter allen und entsteht durch die Auswanderung des Olaf Trätelge nach Wärmeland, als Ivar Vidfadme Schweden eroberte. Diese dritte Dynastie breitete sich in Norwegen aus; es war die der Ynglinger, und diese jüngste der mythischen Dynastien ist diejenige, die sich am vollständigsten durch die isländischen Sagen, vorzüglich aber durch Snorre Sturleson's Heimskringla, wenn auch erst von Halfdan Svarte, Harald Haarfagers Vater an, geschichtlich ver-

folgen läßt. Das Verhältnis dieser neuen Dynastie zu den früheren Einwohnern liegt im Dunkeln, und der erst im vierzehnten Jahrhundert entstandene Versuch in Island, durch eine verworrene Erfindung, halb erklärend, nach der damals herrschenden Art, durch Personificationen von Monaten und Jahreszeiten; halb erdichtend durch Mythen, die keine sonstige Begründung finden; dann wieder durch Fictionen unwahrscheinlicher Kriege und Eroberungen, — über diese Zeit irgend etwas zu berichten, wie wir sie aus „Fundin Noregur" kennen, hat dieses Dunkel nur noch vermehrt, und durch die Anwendung, die neuere Geschichtschreiber bis auf Suhm davon machten, eine große Verwirrung in der frühesten Geschichte Norwegens hervorgerufen. Es ist das Verdienst des Bischofs Müller vorzüglich, durch Kritik diesen Einfluß einer werthlosen Sage, wahrscheinlich, wie wir sie kennen, im 14. Jahrhundert zusammen getragen, nachgewiesen zu haben. Indessen hat schon Olaffen ihre Unzuverlässigkeit erkannt.

Von Wärmeland aus sehen wir die Ynglinger durch mehrere Generationen in Norwegen eindringen und als Könige nord- und südwestlich vom Wenersee in Raumarige und Vingulmark kleine Reiche begründen. Unter diesen hoben sich allmälig die Stammväter von Harald Haarfager hervor, der bekanntlich sich alle

kleine Könige in Norwegen unterwarf, und in der letzten Hälfte des neunten und in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ganz Norwegen beherrschte. Er hatte seinen Hauptsitz in Nidaros errichtet und so entstand, wie früher in Leire auf Seeland und in Upsala in Schweden, so in Nidaros in Norwegen eine dritte Hauptstadt von religiöser, wie königlicher Bedeutung. Die Gewalt der Skioldungen vereinigte sich durch Gorm den Alten, die der Skilfinger durch Erik Edmundson, die der Ynglinger in Nidaros zuletzt durch Harald Haarfager.

Was die nach dem hohen Norden auswandernden Gothen besonders auszeichnet, ist die Macht freier Persönlichkeit. Ein jeder einigermaßen bedeutende Hausvater wollte Herr in seinem Kreise sein. So bildete sich der Odel (Adel) der Bauern. Der mächtige Bauer, sowie der Kreis seiner Herrschaft sich erweiterte, galt für einen König. Daher entstanden keine Dörfer, sondern eben im hohen Norden, vorzüglich in Norwegen, lauter abgesonderte Ansiedlungen, nicht feste Burgen wie in den germanischen Ländern; die reine persönliche Tapferkeit sollte allein die Selbständigkeit beschützen. In der religiösen Ansicht findet man diese Gesinnung scharf ausgeprägt. Die kühnsten Häupter mächtiger Familien suchten daher sich der Herrschaft der mächtigen Dynastie zu Nidaros zu entziehen.

Allerdings war der Widerstand auch im Innern des Landes oft heftig, doch gelang es den Königen, von Harald Haarfager an bis tief in das Christenthum hinein, hier leichter ruhige Unterwerfung zu finden, als an den Küsten. Die mächtigen Häupter der Küsten bildeten fortdauernd die heftigsten Streiter gegen die allgemeine königliche Gewalt.

So weit wir die Thaten der nordischen Gothen verfolgen können, waren sie kühne Seefahrer; die kühnsten ohne allen Zweifel, welche die Geschichte kennt. Wo sie an den Küsten erschienen, in den germanischen wie in den skandinavischen Ländern, vertrauten sie sich zuversichtlich dem Meere an. Von Carausius an, in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, treten die ersten nordischen Vikinger in der Geschichte hervor. Sie werden sächsische genannt, ob mit nördlichen verbunden, wie später die skandinavischen mit südlichen, läßt sich freilich nicht geschichtlich nachweisen, doch ist es nicht unwahrscheinlich und die Vermuthung nicht widerlegt dadurch, daß sie Sachsen genannt wurden. Die Römer kannten natürlich keine andere Heimat dieser kühnen Seeräuber als die nächste. Ohne allen Zweifel hörten diese Vikingszüge nach Britannien seit der Zeit nie auf. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in den dürftigen Nachrichten, während des Zeitalters der römischen Herrschaft und bis die

angelsächsischen Staaten sich vollständiger ausbildeten, auch bedeutende Einfälle nicht erwähnt finden. Gehört doch selbst der Anfang der angelsächsischen Invasion in diese Epoche.

So bildete sich eine immer mächtigere Meeresherrschaft; bis zum Untergange nordischer Mythologie entwickelte sie sich immer gewaltiger. In der Mitte des großartigen Meerreichs fand die nordische Mythologie ihre letzte Stätte, ohne allen Zweifel auch ihre letzte Entwickelung, und als die Gewalt der Beherrscher des Meeres, die Blütezeit der Vikinger verschwand, zogen sich auch die Mythen aus dem Leben zurück und retteten sich in die Dichtkunst.

Allerdings bestanden die Vikinger aus vielen Völkern, in der neuern Zeit oft genug genannt, so daß eine Wiederholung derselben überflüssig scheint. Die schwedischen Geschichtsforscher wie die dänischen haben sich Mühe gegeben, den bedeutenden Antheil ihrer Vorväter an dieser merkwürdigen Meeresherrschaft darzuthun; und auch die Deutschen haben ihre Rechte billiger Weise in Anspruch genommen.

Uns ist es aber wichtig, dasjenige Volk kennen zu lernen, welches vorzugsweise als der besondere Stamm der nördlichen Vikinger betrachtet werden kann, das Volk zugleich, welches allein die Quelle aller unserer mythologischen Kenntnisse erhielt. Es war bei

den neuesten Forschungen wichtiger, die Verwandtschaft desselben mit den übrigen nördlich gothischen und germanischen Stämmen nachzuweisen, als diesen Stamm gesondert von den übrigen zu betrachten.

Allerdings ist es unläugbar, daß die Ostsee, in Zeiten, deren Anfang sich in die frühesten Jahrhunderte, ja vielleicht in das Jahrhundert vor Christi Geburt verliert, von Gothen bewohnt, als Ursitz der Vikingerzüge betrachtet werden kann; daß Schweden, die dänischen Inseln, die jütische Westküste, Holstein bis nach Holland herunter, seit undenklichen Zeiten kühne Vikinger erzeugten, die schon zu Diocletians Zeit durch ihr Geschick, ihren Muth und ihre Fertigkeit sich auszeichneten. Aber eben so entschieden ist es, daß die größere Kühnheit, sowie die entschiedene Herrschaft über ein Weltmeer sich immer mehr ausbildete, je nördlicher die Völker wohnten.

Norwegen ist durchaus ein Küstenland. Lindesnäs liegt unter 58°, Nordkap unter 71° 10′; die Länge der Küste, Grönland und Nordamerika gegenüber, beträgt 13° 10′. Legte man Nordkap an die Mündung der Elbe, dann würde Lindesnäs unter 38° 20′ zu liegen kommen, d. h. tief bis in das südliche Spanien hineinreichen, bis zur Parallele der Azoren. Diese lange Küste ist von tiefen Meerbusen durchschnitten, mit einem felsigen Archipelag umgeben, und

bietet Fahrzeugen, wie die der Vikinger, eine unsägliche Menge sicherer Hafenplätze dar, die sehr oft so versteckt liegen, daß eine große Anzahl den nahen Insel- und Küstenbewohnern unbemerkt blieb. Bekanntlich waren die Schiffe der Vikinger nach beiden Enden spitz zulaufend, und gewöhnlich mit irgend einem Zierat, einem Menschenkopf, einer Thiergestalt, oft mit einem Drachen versehen; sie hatten Masten, wurden aber gewöhnlich gerudert; in der Mitte war ein Zelt errichtet, unter welchem die Häupter sich aufhielten; die Menge der Ruderbänke deutete die größere oder geringere Stärke der Fahrzeuge an. Die Bauart der Schiffe war so, daß sie mit beiden Enden gleich bequem sich vorwärts bewegen und landen konnten. Obgleich die nördlichen Vikinger nun ohne Zweifel eine große Menge kleiner und wenig tief gehender Fahrzeuge hatten, die sie vorzüglich benutzten, wenn sie tief in seichte Flüsse hineindringen wollten, so ist es doch vollkommen unzuläſſig, mit Lappenberg anzunehmen, daß ihre Flotten nur aus solchen bestanden hätten. Gewiß besaßen sie Fahrzeuge, die mehrere hundert Männer aufnehmen konnten. Der kurze Wurm (Ormen hiin korte) ein Schiff, welches freilich durch seine Größe auffiel, von Olaf Tryggvason erbeutet, als Thorer Hjort in Halogaland fiel, hatte 30 Ruderbänke. Der lange Wurm (Ormen hiin lange),

Olaf Tryggvasons größtes Schiff in der berühmten Schlacht bei Svolder hatte 34 Ruderbänke, also 68 Ruderer. Das kräftige Rudern, durch welches sie die beschlossene Richtung der Fahrt, selbst in den heftigsten Stürmen, zu behaupten wußten, war eine, vielleicht unter keinem Volke der Welt in gleicher Stärke ausgebildete Fertigkeit. Sie verstanden es, die Ruder vollkommen gleichförmig zu bewegen, so daß diese aus dem Wasser gehoben mit der oberen Fläche eine Ebene bildeten, und es war ein berühmtes Geschick einiger Häupter, auf diesen Rudern außerhalb des Schiffes zu gehen, zu springen, ja zu tanzen, indem sie zugleich Speere warfen. Die große Stärke der Ruderer erhielt die Ebene unverrückt. Besonders zeichnete sich Olaf Tryggvason dadurch aus. Die jüngeren Brüder der Könige in ganz Skandinavien, selbst wenn die Länder unter ihnen getheilt waren, gingen häufig auf Vikingszüge aus; oft wechselten zwei Brüder, der eine blieb als Regent im Lande, während der andre kämpfend und plündernd in Vikingszügen herumfuhr. Es gab aber auch viele, die keinen Fuß breit Landes besaßen, ihre Männer als Unterthanen betrachteten und Seekönige genannt wurden. Es war ihr Stolz, wie Snorre sich ausdrückt, jahrelang nicht auf der häuslichen Bank zu ruhen, oder unter rußigem Dache zu schlafen. Wenn diese Aeußerung auch eine Hyper-

bel enthält, so drückt sie doch auf eine entschiedene Weise die Eigenthümlichkeit dieser Seefahrer aus.

In den norwegischen Küstenländern lebten die kühnsten Jarle, die bis tief in die christliche Zeit herein eine große Unabhängigkeit und selbst eine gefährlich drohende Stellung den mächtigen Königen gegenüber behaupteten. So besonders Erling Skialgsson und Skialg Erlingson unter Olaf dem Heiligen; später der Erling auf Rogaland; ebenso unter Olaf dem Heiligen die Arne-Söhne auf Möre. Zwar die bedeutendsten Häupter suchten einen Vereinigungspunkt auf Island, aber selbst in den nördlichsten Gegenden der norwegischen Küste, in Halogaland, in dem gegenwärtigen Nordland, vom 66° — 70° nördlicher Breite, bildete sich eine Wohnstätte nicht zu unterwerfender Häuptlinge, und es war nicht bloß der harte Sinn der Thronder, der die Oberkönige von Norwegen zwang, ihre Hauptmacht in Nidaros zusammenzuhalten, sondern auch die drohende Gewalt der Einwohner von Halogaland. Hier lebte Thorer Hjort unter Olaf Tryggvason, dessen Opposition nur mit seinem Tode in dem Kampfe aufhörte. Hier der kühne Asbjörn Selsbani, der fortwährend Olaf dem Heiligen in der Blüte seiner Macht zu trotzen wagte. Hier Harek von Thjotö und Thorer Hund auf Biarkö, die viel dazu beitrugen, den genannten Olaf aus dem

Lande zu treiben und zu entsetzen, in der berühmten Schlacht von Stiklestad seine Hauptgegner, ja Mörder waren.

Auf der Westküste von Norwegen entstanden die Vereine der Seekönige, die sich nicht unterwerfen wollten, und die als Vikinge wiederkehrend das eigne Vaterland verheerten. Nach Harald Haarfagers Tode, als sein jüngster in England erzogener Sohn Hakon der Gute das Land beherrschte, flohen seine älteren Brüder, Gunhilds Söhne, nach England, trieben sich aber auch als Vikinger in den nördlichen Meeren herum, und kehrten oft verheerend nach den norwegischen Küsten zurück. Was die afrikanischen Wüsten den vertriebenen Herrschern von Nordafrika sind, das war das ganze Weltmeer den verjagten oder unzufriedenen Königen und Häuptern. Die eigentliche Geschichte der Orkneys (Seehund-Inseln) fängt mit Harald Haarfager an; die Orkneyinga-Saga, im Ganzen mit der Geschichte der Orkneys, wie sie sich bei Snorre vorfindet, übereinstimmend, beginnt mit diesem Könige. Bis dahin waren, sagt der letztere, die Orkneys ein Zufluchtsort der Vikinger. Die Färöer und Island traten unter seiner Regierung zuerst geschichtlich hervor, und so ward der Grund gelegt zu jenem großartigen Meeresreiche, welches, im neunten Jahrhundert anfangend, sich bis in das dreizehnte erhielt; fast

vier Jahrhunderte hindurch ein eigenthümliches, gewaltiges Reich, das erste und einzige seiner Art. In seiner Blütezeit war es durch feste Küsten begrenzt, wie andere Reiche durch das Meer; diese Grenzen waren gegen Osten die westliche Küste von Norwegen, gegen Süden die nördlichen Küsten von Schottland und Irland, gegen Westen und Südwesten Nordamerika bis auf den 42°, gegen Nord-Osten Grönland, gegen Norden das Eismeer. Allerdings waren die Färöer und die Orkneys scheinbar unter norwegischer Herrschaft: aber die ganze norwegische Geschichte beweist, wie wenig diese Herrschaft zu bedeuten hatte. Auf den Färöern tödteten die Einwohner unter Olaf dem Heiligen wiederholt die Gesandten, die hinüber geschickt wurden, die Steuern zu erheben. Eben so erhielten sich die Orkneys und Shetland-Inseln in großer Unabhängigkeit. Zwar nahmen Thorfinn Jarl und Bruse ihre Zuflucht zu Olaf dem Heiligen, damit dieser ihre Streitigkeiten schlichten sollte, aber seine Dazwischenkunft war ohne allen Einfluß, und auf den entfernten Inseln galt die norwegische Herrschaft nichts.

Dieses große Meer ward von den herumstreifenden Nordländern bewohnt, die Schiffe bildeten die beweglichen Häuser, als Ruhestatt dienten die zerstreuten Inseln. Die Bewohner des nördlichen Weltmeeres

waren die Norweger; ihre berühmtesten Häuptlinge rechneten ihre Abkunft von den Ynglingern. Die Färöer, wie Island, die Shetland-Inseln (Hjaltland) und die Orkneys waren von Norwegern bewohnt. Dieser Verbindung der Isländer mit den norwegischen Familien verdanken wir die Erhaltung der Mythen, sowie die der ältesten nordischen Geschichte. Norwegische Familien waren in den späteren Vikingszügen die Anführer; Rolf, der Eroberer von Bretagne, der Stammvater von Englands Königen, entzog sich durch Vikingszüge der Gewalt des mächtigen Harald Haarfager. Wie das nordische Weltmeer, so waren auch besonders die Inseln nördlich von Schottland und zwischen Schottland und Irland: Shetland, die Orkneys und die Hebriden (die Suther-öer) als eine zweite Heimat der Norweger zu betrachten. Die Verbindung der skandinavischen Stämme unter einander und mit den germanischen ist ein Gegenstand vielseitiger und genauer Untersuchungen gewesen, und das Dunkel, welches noch über diesem Gegenstande ruht, vermag ich nicht zu zerstreuen, nichts Neues zu den schon gefundenen Ergebnissen hinzuzufügen. Für meine gegenwärtige Absicht ist die Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland aber vorzüglich wichtig. Daß Dänen, Schweden, Friesen, Angeln u. s. w. mit den Norwegern verbunden waren, ist frei-

lich gewiß, aber eben so entschieden ist es, daß die Norweger das herrschende Volk bildeten. Sie waren die Besitzer der genannten Inseln, nicht selten die Sieger und in kürzerer oder längerer Zeit die Besitzer bedeutender Theile des nördlichen Schottlands. Betrachten wir (Island ausgenommen), die Inseln des westlichen Weltmeeres, so finden wir, daß die alten nordischen Namen derselben (wir dürfen sie wohl die norwegischen nennen) sich fast alle in ihrer englischen Verstümmelung erkennen lassen. Auf den „Färöyjar" (Schaafinseln) haben alle Inseln noch immer ihre alten Namen behalten; die Sprache ist dort fast unverändert die alte; kein Land besitzt noch in unseren Tagen so viele Sagen, in welchen man die alten isländischen (nur durch mündliche Ueberlieferungenerhalten) wieder erkennt, und mit diesen den Beweis der unverwüstlichen Fortdauer solcher Traditionen. Die Benennung Hjaltland (Shetland) ist zwar schon von den Isländern gebraucht, obgleich Meginland (jetzo Mainland), als die größte Insel, zugleich benutzt wurde, die ganze Gruppe zu bezeichnen. Jali der Isländer heißt jetzo Yell — Hafskogsöy, Hascosea — Födaröy Fetlar — Aumstr, Unst — Hvalsöy, Whalsey — Breidöy, Bressa — Mösöy, Mousa u. s. w. Von den Orkneys gilt dasselbe: Rossöy, jetzt Pomona mit dem Bischofsitz — Kyrkjuvagr, jetzt Kirkwall mit dem

Jarlsitz — Orfjara, auch Forsiara, jetzt Orphir — Grimsöy, Gremsea — Haöy, Hoy — Kalföy, Cava — Färöy, jetzt Fara — Flatöy, jetzt Flota u. s. w. Man nannte 25 bewohnte Inseln, die sämmtlich mehr oder weniger ihre alten norwegischen Namen behalten haben. Es ist allgemein bekannt, wenn auch nur durch einige Walter Scottsche Romane, daß die norwegische Sprache auf den Orkneys wie auf den Shetlandsinseln sich noch in der der Inselbewohner erkennen läßt. Bis zum Jahr 1468 waren die Orkneys mit Norwegen verbunden; in diesem Jahre wurden sie als Ersatz für eine Summe von 50,000, die Shetlands-Inseln für 8000 rheinische Gulden (der Brautschatz der dänischen Prinzessin Margaretha) an Johann den dritten von dem dänischen Könige Christian dem ersten verpfändet und später nie wieder eingelöst; obgleich Christian der dritte im Jahre 1549 eine eigene Steuer ausschrieb, um sie einzulösen.

Die jetzo mit dem alten Namen Hebriden bezeichnete Inselgruppe bildete die Suther-Oeer (die Südinseln) — Liödhus heißt jetzo Levis — Ivist Uvist — Skid jetzt Skye — Raunöyjar jetzt Raassoy — Myll jetzt Mull — Tyrvist jetzt Tyrve — Gutöy jetzt Gigha u. s. w. Die Hebriden blieben bis 1266, als Magnus Lagabäter sie gegen eine Summe von 4000 M. Sterling und eine Abgabe von 100 M. jährlich abtrat,

eine norwegische Besitzung. Diese Abgabe erhielt sich, bis Christian der erste, als er die Orkneys abgab, auch sie fallen ließ. Alle diese westlichen Inseln bestanden aus drei Bisthümern, das Färö'sche, das orkney'sche und das von Man (nach dem alten Namen Mona) und die Süderöer wurden von Gälen bewohnt. Man machte eine Zeitlang mit den Hebriden ein kleines Königreich aus, welches Könige hatte, die Vasallen von den norwegischen waren. Der Bischof auf den Hebriden wohnte auf Jona, auch J-colm-Kill genannt nach dem heiligen Columban. Der isländische Name dieser Insel war Oyinhelga.

Die erste Eroberung der Orkneys, Shetlands, der Süderöer und Mans fand durch Harald Haarfager statt, in den Jahren 841 — 43, nachdem er sich Norwegen unterworfen hatte. Der Grund dieses Zuges war die gewaltige Verheerung auf den norwegischen Küsten durch die Vikinger, die auf diesen Inseln ihre Zuflucht suchten. Ragnvald Möre-Jarl erhielt Orkney und Hjaltland als Ersatz, weil einer seiner Söhne in der Schlacht blieb. Er aber, eine Hauptstütze des Harald, wollte in seiner Nähe bleiben, schlug das angebotene Jarlthum, aus und sein Bruder Sigurd blieb als Jarl zurück. Ragnvald war der Vater Rolfs, des Eroberers der Bretagne.

Wenn nun auch von den genannten Jahren an

erst die Verbindung zwischen Norwegen, Schottland und Irland geschichtlich bekannt ward, so war diese dennoch viel älter, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn sie ganz im Dunkeln blieb. Von England aus konnten wir keine Nachricht über diese nördlichen Gegenden erhalten; den Römern waren sie nur ihrem Dasein nach bekannt; die angelsächsischen Geschichtschreiber waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt; und, wie die nordischen Invasionen von Ragnar Lodbrok und seinen vermeintlichen Abkömmlingen beweisen, ruht selbst über den früheren Verhältnissen zwischen Skandinavien und den nördlichen angelsächsischen Staaten ein Dunkel, welches sich weder durch angelsächsische Nachrichten, noch durch die nordischen Sagen anders als mit Hypothesen einigermaßen aufhellen läßt. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß eine uralte, vielleicht bis in die ersten Jahrhunderte hineinreichende Verbindung zwischen Norwegen, Schottland und Irland stattgefunden hat. Als ihre Geschichte zu dämmern anfing, war sie schon da. In fast allen isländischen Sagen spielt sie eine bedeutende Rolle, und wenn gleich jene in ihrer Auffassung die Begebenheiten näher rücken, so blickt doch nicht selten ein uraltes Element hindurch. Was wir von dieser Gemeinschaft erfahren können, beruht freilich Alles auf isländischen Nachrichten. Sie war den

Angelsachsen, wie den Römern, unbekannt, und die Ueberlieferungen der Irländer zeigen sich hier durchaus unbrauchbar. Da nun die isländischen Berichte keiner Controlle unterworfen werden können, sie selbst aber mehr oder weniger mythisch sagenhaft sind, so ist freilich eine Geschichte dieser Gemeinschaft zwischen Norwegen, Schottland und Irland wohl für alle Zeit unmöglich, außer in sofern die Epoche von Harald Haarfager bis Olaf dem Heiligen in Orkneyinga-Saga und Snorre dargestellt wird. Diese aber trägt das Gepräge einer großen geschichtlichen Glaubwürdigkeit.

Unsere bisherige Betrachtung bringt uns nun zu einem Gegenstande, dessen große Schwierigkeiten anerkannt sind. Wir müssen nämlich besonders die Einwohner des nördlichen Irlands und Schottlands und ihr Verhältnis zu den Norwegern untersuchen.

Was ich in dieser Rücksicht dem O'connor verdanke, wird aus dem Folgenden erhellen, indem wir das Wenige, was wir von den Picten wissen, nach ihm zusammenstellen.

Er zeigt nun, wie erst bei Ammianus Marcellinus von den Scoten und Attacotten die Rede ist. Es war in dem vierten Jahrhundert; und zuerst wurden sie genannt in den Jahren 342 — 43; zum zweiten Male im Jahre 360; zum dritten Male von 368 — 69. Die Expedition des Constans wider die Sco-

ten und Picten, kurz nach dem Siege über die Franken, fand, nach Libanius in der Rede *βασιλικος*, im Jahre 342 statt, und sie wird daher von Urser mit Recht in das Jahr 343 verlegt. Die Picten des Ammian sind aber keine anderen als die mit den Hiberniern vereinigten des Eumenius, Die ältesten Einwohner Irlands wurden Scoten genannt, und diese Scoten der kaum zu bestimmenden Vorzeit waren den Römern gegenüber durchaus mit den Hiberniern verschmolzen. Beide gälischen Ursprungs und von den, selbst als Stämme verschiedenen Picten feindlich getrennt, nur gegen die Römer vereinigt, so daß die Geschichte der Scoten schlechthin nur in den irischen Annalen zu suchen ist. Eine sehr alte Einwanderung dieser gälischen Scoten nach Albanien muß angenommen werden, und nach einer Reihe von Jahrhunderten die zweite, die von Ammian erwähnt wird.

Duchesne spricht von dieser letztern. Es war, sagt er, in den Zeiten des Constans, als die Scoten, die ihre Benennung in Irland erhielten, anfingen nach den nördlichen Gegenden von Britannien auszuwandern, sich desselben bemeisterten und den Grund zum Königreich Schottland legten; wenigstens lernten die Kaiser erst damals ihren Namen kennen, und fühlten die Macht ihrer Waffen. Dieses muß ein Jeder gestehen, der mit der irischen Geschichte bekannt ist und an der-

schiedenen Stellen wird es von Isidor Orosius, Beda und Eginhard bezeugt. Soweit Duchesne. Am genauesten drückt sich, nach O'connor, Roy aus. Die unwidersprechlichen Zeugnisse, sagt er, sowohl der römischen als britischen und sächsischen Schriftsteller berechtigen uns, die kriegerischen Angriffe der Hibernier und Picten gegen die Römer zu vereinigen. Es leuchtet ein, nicht bloß aus der schottischen Geschichte, sondern auch aus Beda und aus den authentischen Schriftstellern ein Jahrhundert vor und nach ihm, so wie aus den römischen, daß Schottland während der römischen Herrschaft aus zwei Reichen bestand, einem pictischen und einem irischen. Eumenius bestätigt, daß vor der Ankunft des Julius Cäsar in Britanien die Einwohner keine anderen Feinde kannten, als die Hibernier und die Picten. Die ersteren wurden von Eumenius Iren, von Ammian Scoten genannt; es wird von keinem dritten Feinde gesprochen.

Die von Roy angeführte Stelle des Eumenius lautet folgendermaßen:

Adhuc natio (britannica) etiam tunc rudis, et solis Britanni Pictis et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile romanis armis signisque cesserunt.

Diese Völker werden auf verschiedene Weise beschrieben. Die Iren kommen a Bircia (aus Irland)

aus Westen; die Picten ab aquilone vom Norden; die ersten breiten sich von Frith of Forth längs dem östlichen Theile von Albanien, die zweiten von Frith of Clyde längs dem westlichen Theile aus.

Ist es nun, wie es scheint, entschieden, daß die Picten und Hibernier einander von Alters her fremd waren, die Scoten aber, wie die letzten, Gälen; so kann man entweder annehmen, daß jene die Ureinwohner der Insel waren, die durch die von den Phöniziern oder Karthaginiensern hergeleiteten Gälen nach den nördlichen Theilen von Irland und von da weiter nach Schottland verdrängt wurden, oder daß die Picten eingewandert sind. Beides läßt sich annehmen, und beides kann man wohl sagen, doch schwerlich geschichtlich begründen, da alle Spuren von Picten, als einem eigenthümlichen Volke, jetzt eben seit 1000 Jahren, seit 838, verschwunden sind. Die irländischen, wie die schottischen Chroniker liebten es, ihre Geschichte mit Adam anzufangen, theilten sie in Weltalter, nahmen eine Einwanderung der Picten 1000 Jahre vor Christi Geburt an, und ihre Ansichten erschienen, obgleich von aller möglichen Poesie ungestört, durch eine fabelhafte, dürre Chronologie noch unbrauchbarer, als die nordischen phantastischen Sagen. Dennoch ist es merkwürdig, daß sie über die Einwanderung einig sind. Eine alte Pictenchronik, nach

O'connor aus dem Jahre 1057, sagt nach der Uebersetzung des Herausgebers: Postquam venerunt in Hiberniae campos. Die Innisfalenischen Annalen, nach dem Codex colbertinus, behaupten dasselbe. Die schottischen Chroniker, Fordun sowohl als Winton, wiederholen es, und es ist also, bei aller sonstigen Unbrauchbarkeit der irischen Annalisten, als eine nicht verwerfliche unter den Hiberniern herrschende Sage zu betrachten; auch Gildas, der im sechsten Jahrhundert lebte, erwähnt eine solche Einwanderung, und selbst Beda nimmt sie an. Alle Annalisten sind darin einig, die Picten erst in Irland, dann in Schottland erscheinen zu lassen. Beda nennt als das Land, aus welchem sie nach Irland eingewandert waren, Scythien. Diese Einwanderung erscheint nun freilich höchst räthselhaft. Daß sie in Schiffen stattgefunden hat, erwähnt Beda ausdrücklich, aber er steht allein mit dieser Behauptung, die freilich nach ihm von Vielen wiederholt wird. So wunderlich nun auch eine Schifffahrt von Scythien nach Irland erscheinen mag, so könnte man doch wohl einen Grund zu dieser seltsamen Behauptung finden, wenn man an die verworrene Vorstellung der Alten von dem nordöstlichen Europa sich erinnert. Ich berufe mich auf Geijer. Jordanes nimmt mit Ptolemäus an, daß Scandia oder Scanzia eine große Insel im nördlichen Ocean, dem

Ausfluß der Weichsel (Vagi) gegenüber war. Aber diese Vorstellung der alten Geographie wird von seiner eigenen spätern Beschreibung, nach welcher Scandia keine Insel ist, widerlegt. Gegen Osten, sagt er, hat Scandia einen großen See, aus welchem ein Fluß Vagi hervorströmt, der sich gegen Westen in das germanische Meer verliert. Jordanes, der nicht, wie die arabischen Geographen, diesen großen See durch den Dnieper in Verbindung mit dem schwarzen Meere setzte, läßt ihn vielmehr dem Ocean durch einen uns völlig unkenntlichen Fluß zufließen. Diese Vorstellung ist aus der alten Geographie geliehen, welche sie eben sowohl auf den mäotischen See wie auf das kaspische Meer angewandt hat. Dieses letztere glaubten Viele wieder mit dem Weltmeere zusammenhangend, wie Pomponius Mela, der von Jordanes citirt wird; und da dieser selbst das kaspische Meer beschreibt, als läge es an den äußersten Grenzen Asiens und zwar so, daß es durch eine schmale Oeffnung zusammenhinge mit dem nordöstlichen Ocean, so scheint in seiner eigenen unklaren Vorstellung das kaspische Meer mit dem großen See östlich von Skandia zusammengeflossen zu sein, indem dieser entweder das weiße Meer oder, vielleicht wahrscheinlicher, der Ladoga gewesen ist. Daß eine solche Verwechselung wirklich stattgefunden hat, daß Skandia mit Scythien

verwechselt und über das ganze nordöstliche Europa ausgedehnt wurde, zeigt der anonyme Geograph von Ravenna. „Hinter den Roxolanen, sagt er, weit in den Ocean hinein, findet man die große alte Insel Scythia, von Jordanes Scanzia genannt. So hat die von Jordanes zuerst angedeutete Vorstellung, daß Skandinavien mit dem nordöstlichen Europa zusammenhinge, ein neues Mißverständnis erzeugt, indem dadurch die Vorstellung von einem Scythien, verwechselt mit dem großeu Svithiod, entstand. Die alte prosaische schwedische Chronik nennt auch das eigentliche Svearike über die wüstesten Gegenden Tiveden und Kalmorden Scythia, und so konnte die Vorstellung entstehen bei Jordanes, als wäre Scandia eine officina gentium, vagina nationum, eine turba diversarum gentium.“

Ich habe diese Stelle aus Geijer angeführ, weil sie mir auf eine schlagende Weise darzuthun scheint, wie Beda dazu gebracht werden konnte, die Picten aus Scythien einwandern zu lassen. Sie kamen, wie wir oben gesehen haben, zuerst nach Irland, und von den Irländern nach Schottland hingewiesen, weil ihr Land zu stark bewohnt war, ließen sie sich auf der westlichen Seite von Schottland nieder, und breiteten sich von da gegen Norden über Sutherland und Caithness aus. Hier wurden sie, wie Beda erzählt und

die schottischen Chroniken wiederholen, von den albanischen Scoten, die viel früher als die oben erwähnten ammianischen in Schottland eingewandert sein müssen, wohl aufgenommen, und da die Picten keine Weiber mit sich führten, so baten sie sich diese von den Scoten aus. Dieses ward ihnen unter der Bedingung zugestanden, daß, wenn der König stürbe, und die Erbschaft zweifelhaft wäre, den Frauen der Vorzug zugestanden würde.

Der erste König war, nach der Pictenchronik, auf welche O'connor am meisten Vertrauen setzt, Kathluan, der letzte Constantinus. Nach dem Ableben dieses Königs ging das pictische Königthum, jener Verabredung gemäß, auf Kenneth über und das erstere verschwand, wie auch Beda, nach den zuverlässigsten Pictenchroniken, annimmt. Zu verschiedenen Zeiten waren die Picten in Schottland sehr mächtig und dehnten ihre Herrschaft bis an das angelsächsische Reich, ja bis über dessen Grenzen aus. Seit 838 verschwindet ihr Name, wie nach den schottischen Chroniken ihre Sprache.

Dieses räthselhafte Volk, welches in der alten Geschichte eine so große Rolle spielt, hat nun keine Spuren zurückgelassen. Die Familien wie die Sprachen sind verschwunden. Ueber die Benennung dieses Volks hat sich ein Streit erhoben. Aeltere Schrift-

steller haben geglaubt, daß die römische Benennung auf ein farbiges Volk, etwa wie jetzt in Amerika, hindeute. Man wandte dagegen ein, daß die Schottländer sie Peyosthys, die Isländer sie Pegten nannten. Dieses beweist, scheint mir, wenig, denn eine solche Benennung konnte aus der Verstümmelung der römischen entstehen, oder es müßte nachgewiesen werden, daß sie älter als die römische wäre. O'connor nun behauptet, daß die Picten in den irischen Annalen Cruitneach heißen. Cruth aber, bedeutet Farbe, Cruitneach also wörtlich farbiges Volk (gens colorata), und dieses wurde von den Römern übersetzt. Verhält es sich nun wirklich so, dann werden wir zu einer, der allgemein herrschenden stark entgegengesetzten Ansicht getrieben. Allgemein wird angenommen, daß die Skandinavier blond waren, und daß diese Farbe den hochnördlichen Völkern eigen sei. Nun aber werden die gälischen Britten gerade stark blond genannt und ein irisches Gedicht vom Jahre 1057 nennt sie flavi comati. Rapin in seiner Geschichte von England sagt: „die Britten, wie noch immer die meisten Irländer, sind rothhaarig.“ Er hielt sich 1688 in Irland auf. Waren also die Picten von anderer Farbe, so müßte man wohl annehmen, daß sie brünett waren.

Die Einwanderung der Picten aus Skandinavien ist mir nun höchst wahrscheinlich, sie hat sich den

nordischen Geschichtschreibern aufgedrängt; sie wird von Schöning, Suhm, Finn Magnusen und neulich von Clement angenommen; sie scheint, wie wir später sehen werden, die alte Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland zu erklären, sowie sie auch manche räthselhafte Punkte in der dunkeln Geschichte der Picten aufhellt. Aber eben jene Farbe könnte, wie Viele glauben möchten, ihrer Einwanderung aus Skandinavien entgegenstehen. Ist das nun wirklich der Fall? Es verdient eine genauere Untersuchung.

Daß die blonde Farbe der Menschen nach Norden zunehme, ist ein herrschendes Vorurtheil. Finnen und Lappen sind keineswegs blond, und selbst von den Schweden und Norwegern kann man es so allgemein nicht behaupten. Man findet in Norwegen in allen Ständen so viele dunkelfarbige Menschen, daß man fast genöthigt wird, neben der blonden Varietät eine dunkle als ursprünglich anzunehmen. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß die Blonden in allen nördlichen Sagen als die Vorzüglicheren geachtet wurden. Die schönen Frauen und die ausgezeichneten Helden derselben erscheinen immer von lichter Farbe und mit goldfarbenen Haaren. Wahrscheinlich ist es, daß die Asen und das sie begleitende Volk blond waren, daß also die Blonden die letzten Eingewanderten gewesen sind. In einigen Sagen ist von einer Gegend

in Norwegen die Rede, die, zwischen Götaelv und Glommen, Raumarige genannt wird. Es war diejenige, in welcher die Nachkommen des Ynglings vom Ynglinger-Geschlecht zuerst einwanderten. Von dieser Gegend heißt es in Sögubrot, als Ragnar seiner Gestalt nach beschrieben wird: „Er war der größte und schönste aller Männer, die man jemals sah, und war seiner Mutter und ihrem Geschlecht vorzüglich ähnlich; denn es ist aus alter Ueberlieferung bekannt, daß das Volk, welches Alfen genannt wird, weit schöner ist, als alle übrige Menschen in den nördlichen Landen. Auch wurde die Gegend Alfheim genannt."*) Daß aber die Alfen Asen waren, ist bekannt. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Vorgothen dunkelfarbig gewesen sind? Und darf man nicht annehmen, daß die Picten Stammverwandte jener vorodinschen Einwohner Norwegens waren? Dann würde sich hier ein Gegensatz bilden, der der allgemein herrschenden Ansicht gerade entgegen gesetzt wäre. Die aus Karthago über Spanien eingewanderten Gallen wären blond, die aus Norden später angekommenen Picten dunkelfarbig. Es ist aus Ritter bekannt, wie tief die blonde Rage in das Innere von Asien hineinreicht, und was jetzt unter uns, nach vielfältiger Vermischung, als blasse Varietät erscheint.

*) döckalfar (genii obscuri) — liosalfar (Grimm's Myt. S. 250) — svartálfar (ebd.)

hat ohne allen Zweifel ursprünglich wahre scharf getrennte Racen gebildet, die sich sowohl nach Süd-, wie nach Nordwesten ausbreiteten und in der frühen Zeit ihrer Zerstreuung, wie alle Racen, unvermischt, daher unverändert blieben. Ist diese Annahme richtig, und sie ist mir sehr wahrscheinlich, so würde die helle Farbe der alten Britten eben so wenig gegen einen südlichen Ursprung, wie die dunkle der Picten gegen einen nördlichen beweisen.

Was nun aber diese nördliche Einwanderung der Picten betrifft, so glaube ich sie — Alles wohl erwogen — in der That einigermaßen begründet. Nach den alten Sagen blieben, bei der Auswanderung aus Irland nach Schottland, einige derselben in Irland zurück. Sie werden von O'connor Picti ultonienses genannt, wohnten also im nördlichen Irland, so wie die schottischen Picten die westlichen Gegenden von Schottland und die nördlichen bis nach Caithness am Pentlandsunde, den Orkneys gegenüber, bewohnten. Nach einer irischen Sage waren auch diese Inseln von den Picten besetzt, ehe sie in Irland ankamen. Sind diese etwa in sehr früher Zeit von den norwegischen Wikingern verdrängt? Erwägen wir nun, daß die Picten von jeher nur die nördlichsten Gegenden von Irland und Schottland einnahmen, die Gegenden, in deren Mitte, auf den Hebriden, die Norweger von je

her sich wie zu Hause fühlten, so ist die Annahme einer ursprünglichen Stammverwandtschaft zwischen beiden sehr wahrscheinlich. Diejenigen neuern Forscher, die annehmen, daß die Picten Gälen waren, welche sich von den Britten nur durch eine wenig abweichende Mundart unterschieden, berufen sich vorzüglich auf das gänzliche Verschwinden ihrer Sprache. Aber dieses Verschwinden konnte in einer doppelten Richtung stattfinden: in einer südlichen, der angelsächsischen, und in einer nördlichen, der isländischen oder norwegischen Sprache. Fordun und Winton melden ausdrücklich, mit einer Art von Erstaunen, daß die Sprache verschwunden sei, so wie die Familien verschwanden. Kaum würden sie dieses geäußert haben, wenn nur von einer Mundart die Rede gewesen wäre, und die strenge Scheidung der Römer deutet, wie mir scheint, auf zwei ganz verschiedene Völker.

Das Zusammenleben der Orkneybewohner mit den Nordschotten ist so innig, daß man kaum eine große Verschiedenheit der Sprache annehmen kann. Allerdings ist in Heimskringla und Orkneyingasaga nur von der Scoten Könige die Rede. Die erste Unterwerfung der Orkneys unter Harald Haarfager, der sie durch einen Jarl regieren ließ, fand wenige Jahr nach dem Absterben des pictischen Königstammes, etwa 842, statt; damals konnte die pictische Sprache

nicht verschwunden sein, so wie es ja durchaus unzulässig ist, anzunehmen, daß ein solches Verschwinden plötzlich stattgefunden habe. Wahrscheinlich hat die Sprache der Picten in beiden Richtungen, besonders nachdem die Blütezeit ihrer Gewalt in Schottland verschwunden war, südlich in die angelsächsische Sprache sich verloren, während sie nördlich sich reiner erhielt. Die Picten in Irland (die Ultoniensischen) haben ohne allen Zweifel viel früher ihre Eigenthümlichkeit verloren, und es ist merkwürdig, daß die Isländer hier, wie in Laxdälasaga, die irische Sprache als eine durchaus ihnen fremde, die einen Dolmetscher erforderte, erwähnen, während etwas Aehnliches, wo von den Nordschotten die Rede ist, nie vorkommt. In den altschottischen Chroniken kommen noch viele isländische Worte vor.

Clement, welcher sich mehrere Jahre lang in Schottland aufhielt, eben in der Absicht, sich mit dem Ursprunge, der Eigenthümlichkeit und der Geschichte der Picten und Scoten zu beschäftigen, hat als Resultat dieser Untersuchungen vieles Bemerkenswerthe über die Eigenthümlichkeit der Picten mitgetheilt; das Ausführlichere aber verspricht er in seinen noch nicht erschienenen Reisen geben zu wollen. Die Schrift von Skene, welcher den keltischen Ursprung der Picten annimmt, ist mir bis jetzt unbekannt geblieben.

Ist nun die nordische Einwanderung der Picten mit dieser die Stammverwandtschaft derselben mit den ältesten Einwohnern der skandinavischen Halbinsel höchst wahrscheinlich, so waren diese letzteren hier schon seit uralten Zeiten wie einheimisch, und vielleicht waren die Norweger wenigstens mit den nördlichen Gegenden von Irland und Schottland genauer noch, als mit Dänemark und Nordgermanien, bekannt. Diese frühzeitige Verbindung, die höchst wahrscheinlich stattgefunden hat, obgleich bis jetzo so wenig hervorgehoben, wird bei der Beurtheilung der Entwickelung der nordischen Mythologie nicht allein durch christliche sondern auch früher durch die druidischen Elemente von Wichtigkeit sein.

So wie nun die alte Berührung mit dem Christenthum gegen Westen hier angedeutet ist, so fand bekanntlich eine andere im äußersten Südosten statt durch die Wäringer nämlich, die in Constantinopel (Mikligard) als berühmte Krieger dienten. Diese Verbindung mit dem östlichen Kaiserthum war wahrscheinlich sehr alt. Zwar sind die Nachrichten, die wir von den Wäringern in isländischen Sagen und bei Snorre finden, nicht so alt, und ihr Dienst im kaiserlichen Heere fand nur nach der Einführung des Christenthums statt. Die Benennung Farangi kömmt bei den Byzantinern erst im 10. Jahrhundert vor,

aber es heißt dann von diesem Volke: es habe von Alters her bei der Leibwache gedient. Schon Procopius (de bello gothico L. 2. c. 15) spricht von Wäringern, die seit langer Zeit vom weit entfernten Norden und Thule kommend, den Kaisern dienten. Auch bei Nestor findet man Aeußerungen, welche die Annahme einer alten Verbindung der Wäringer mit Constantinopel unterstützen.

II.

Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, konnte nicht darauf gehen, eine Einwirkung christlicher Lehren oder Ansichten auf die nordische Mythologie von außen her nachzuweisen, da eben die Mythologie als solche, als ein lebendig Eigenthümliches betrachtet werden muß, in welches ein ihr so Fremdartiges, wie die christliche Lehre, nicht einzudringen vermag: vielmehr mußte diese anregend und die Eigenthümlichkeit der religiösen Ansicht entwickelnd, ihren Einfluß zeigen. Das Heidenthum der Nordländer mußte in sich absterben, und dieses Absterben mit dem Gipfel

einer innern Entwickelung zusammenfallen. Aber eben hierin liegt nun die große Schwierigkeit unserer Aufgabe. Denn einzelne Notizen haben keine Bedeutung, und es scheint beim ersten Anblick unmöglich, Stufen einer Entwickelung in einer Mythologie aufzuweisen, die eine solche, nach der Art und Weise, wie sie uns überliefert worden ist, gar nicht enthält. Dennoch wagen wir es, drei Epochen dieser Mythologie zu unterscheiden.

Die erste enthält die rohe, ja widerwärtige Kosmogonie der Nordländer. Zwar ist sie nicht verdrängt durch eine spätere, aber sie ist, wo sie in der letzten Epoche durchblickt, auf eine merkwürdige Weise verhüllt und dadurch veredelt; sie blickt als ein Unförmliches, als ein Dunkles hindurch, dessen rohe und gigantisch unzusammenhangende Massen die spätere, reichere und lebendigere Entwickelung wohl zu verdrängen, aber nicht zu überwältigen vermochte.

Diese Stufe, die nächtliche Wurzel der nordischen Mythe, ist in den südlicheren Ländern, in welchen wir nur die zerstreuten Reste der früh verdrängten Mythen zu entdecken vermögen, kaum zu erkennen. Nur im höchsten Norden, wo sie sich in ihrer größeren Reinheit erhielt und sich in dieser darzustellen und weiter zu schreiten vermochte, ist sie, so weit Ueberlieferungen sich verfolgen lassen, und sie sich durch die in den

Berichten manchmal sichtbar gewordene Auffassung von einem christlichen Standpuncte aus, erkennen läßt, zum Vorschein gekommen.

Wir denken hier an jenen rohen Gegensatz zwischen Muspelheim, dem Reiche der Hitze, und den nördlichen Eismassen gegen Norden in Niffelheim, wo aus dem Streite der Hitze und Kälte der Urriese Ymir entstand; an die Geburt und an die ganze barbarisch-wilde Anschauung von der ersten Entstehung der Hrymthursen aus Ymirs Gliedern, von der Kuh Audumbla, die, den Salzstein leckend, Bure erzeugte u. s. w. Es ist gar nicht meine Absicht, diese rohen Elemente hier weiter zu verfolgen; nur darauf will ich aufmerksam machen, daß man in diesen keineswegs das Eigenthümliche der nordischen Mythologie erkennen kann. Aehnliche rohe Auffassungsweisen, wie eine gemeinschaftliche unorganische Grundlage, so oder so modificirt, findet man bei allen rohen Völkern; es ist diese Grundlage, die eine Vergleichung der nordischen Mythe mit den Vorstellungen der wildesten Völker auf der ganzen Erde hervorgerufen hat. Eine Vergleichung, die völlig unfruchtbar bleiben muß, wenn man ihre Gränzen nicht erkennt. Sie muß jederzeit als ein Product der Verwilderung der Völker betrachtet werden, und wo ein höheres Moment geistiger Entwickelung zurückblieb, wie in den indischen und

griechischen Mythen, hat alles scheinbar Aehnliche dennoch schon ursprünglich eine andere und tiefere Bedeutung. Alle solche Vorstellungen sind roh aus einander gefallene Mythen, die, das verwildernde Bewußtsein nicht mehr lebendig zu vereinigen weiß, die nur in ein äußeres Verhältnis zu einander gesetzt, das geistige Band ursprünglicher Vereinigung verloren haben. Mit diesem ist zugleich die lebendige Vergangenheit, die fruchtbare Zukunft solcher Völker verschwunden. Erstarrt in einer engen Gegenwart, drängen sich die Urformen der Natur, wie sie von dieser überwältigt sind, in das Innerste des gefesselten Bewußtseins hinein. Die regellose, alles ordnenden Standpunktes entbehrende Vergleichung der Griechen, Inder, guineischen Neger, Nordamerikaner u. s. w. mit einander, durch einzelne, den tiefern Sinn kaum täuschende Aehnlichkeiten, führen zu nichts, und sind in der That ähnlicher Art, wie das Gerede der Naturforscher über den Instinct der Thiere, wo Mollusken und Insecten, Vögel und Säugethiere unter einander geworfen werden. Wie man, von dem thierischen Instinct redend, noch nicht eingesehen zu haben scheint, daß eine comparative thierische Psychologie zusammenfallen muß mit der so lehrreich gewordenen comparativen Physiologie, wenn man ein verständiges Wort über den thierischen Instinct sprechen will: so gilt

dasselbe von jener rohen mythischen Grundlage. Die Grade der Verwilderung der Völker drücken sich in der Totalität ihres Daseins, in allen Momenten ihres inneren wie äußeren Lebens aus, wie in ihrer Natur; in ihrer Gestalt, wie in ihrer Lebensweise: bis dahin, wo die Vergangenheit erstarrt, die lebendige Erinnerung verstummt, mit dieser die erzeugende Zukunft, und mit ihr die Geschichte verschwindet.

Auffallend ist allerdings die Verwandtschaft der rohen Vorstellungen der Odinslehre oder vielmehr der massenhaften Spuren derselben, die in dieser zurückgeblieben sind, mit denen benachbarter Völker, die selbst von ganz anderem Ursprunge sind, mit den Vorstellungen nämlich der finnischen und wendischen Stämme. Erst mit Odin fängt die eigentliche Mythe an. Zwar wird die Darstellung jener rohen Naturansicht in der prosaischen Einleitung der jüngeren Edda so eingeführt: es wird erzählt, daß ein mächtiger Mann, Gylfe, den eingewanderten Asen entgegentrat, nach Valhall wanderte, und von den Asen eingeladen, durch die Pracht ihrer Wohnungen erstaunt, ja überwältigt, von diesen sich über den Ursprung der Dinge belehren ließ. Dieser Gylfe ist nun offenbar ein Vorgothe, nach Geijers Ansicht. Diese Erzählung ist augenscheinlich eine viel spätere Erfindung, ja so-

gar eine christliche. Die Asen müssen den Gylfe erst über sich selbst verständigen.

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß jene rohe Kosmogonie einem früheren Volke angehörte, bei welchem mit der eingewanderten Odinslehre, die da herrschte, die eigentliche Mythologie anfing. Da hier Alles Vermuthung ist, wenn es äußerlich betrachtet wird, und die Zukunft kaum irgend einen Aufschluß über diese Sache verspricht, so muß eine Erklärung an die Stelle geschichtlicher Forschung treten, und diese liegt nicht sehr fern. Wir nehmen daher an, daß die rohen kosmogonischen Vorstellungen allerdings eben so wie das Volk, dem sie zugehörten, aus Asien gekommen sind. Es waren die religiösen Vorstellungen der Vorgothen, der Jötunen, die eben so wohl wie die Odinslehre, aus Asien einwanderten, aber aus einer nördlich liegenden östlichen Gegend, aus dem unbestimmt gehaltenen Jötunheim. Die ganze Anschauungsweise, jene barbarische Annahme eines Kampfes zwischen Licht und Finsterniß als einem Kampf zwischen ungeheuren Eismassen und Feuer, rührt offenbar von einem nördlichen Volke her, von einer verwilderten Raçe, die sich kaum von den tief Versunkenen, die wir in ihrem wilden Zustande in so vielen Gegenden noch finden, unterscheidet. Die Odinslehre dahingegen ist aus der Urquelle vielleicht aller

Mythologien, aus dem südlichen Indien, nach Norden gekommen. Bedenken wir, wie lange, Jahrhunderte hindurch, heidnischer Aberglaube das Christenthum beherrschte, ja selbst seinen Einfluß auf die Kirche ausübte, so können wir uns nicht darüber wundern, daß frühere Reste eines rohen Zustandes im Norden nicht zu verdrängen waren. Und so ist die nordische Mythologie nicht eine Entwickelung der reinen Odinslehre, sondern eine Mischung aus früheren barbarischen Vorstellungen und bedeutenderen südlicheren Mythen. Daraus allein erklären wir die seltsame Vermischung so völlig heterogener Anschauungen, das wunderliche Bestehen der wildesten Anschauung neben der zartesten, die einen Jeden, der die nordische Mythologie zuerst kennen lernt, überraschen muß; ja wir können nicht leugnen, daß, als das Christenthum das Verständnis der Mythologie mehr oder weniger trübte, die wilden massenhaften Vorstellungen, besonders in der Darstellung, überhand gewannen, so daß wir in der jüngeren sogenannten Snorra-Edda mehr die Reste einer Jötuns-, als einer Odins-Lehre übrig behielten.

Diese Ansicht, glauben wir, verdient eine genauere Untersuchung, aber auch eine Forschung, die, nach allen Richtungen ausgedehnt, ein Licht werfen wird auf das innerste Wesen der nordischen Mythologie.

Wir können hier die Odinslehre nur in derjenigen Gestalt verfolgen, in welcher sie sich am reinsten darstellt, und diese tritt offenbar, fast als ein Fremdartiges, dem Roheren gegenüber, in der Lehre von Allfadur, von den Nornen, von der Esche Yggdrasill, und besonders von Baldurs Schicksal uns entgegen. In diesen Gestaltungen der Mythe sind alle Momente des Götterlebens und mit diesem des Menschenlebens, in seiner höchsten Bedeutung, an ein allmächtiges, Alles beherrschendes göttliches Wesen geknüpft, dessen unerforschlicher Wille so Götter wie Menschen beherrscht. Im rohesten Gegensatze zu diesen stehen die kosmogonischen wilden Vorstellungen. Grundtwig, der in seiner nordischen Mythologie so manches Geistreiche geäußert hat, macht schon darauf aufmerksam, daß die Lehre von Ymirs Ursprung, von der Kuh Audumbla, von der widerwärtigen Schöpfung aus den Gliedern des Riesen u. s. w., da, wo sie am ausführlichsten vorkömmt, die Entstehung der Hrym-Thursen, dem Vafthrudner in den Mund gelegt wird; und das Gespräch dieses Jötuns mit dem wandernden Odin unter dem Namen Gang-rad stellt offenbar die ganze Götterlehre bis zu Ragnarok von dem Standpunkt eines Jötuns dar, dem die Odinslehre aufgedrungen wurde.

Die Nornen sind weibliche Wesen, keineswegs an Macht mit den männlichen Göttern zu vergleichen; nicht Wesen der That, sie sind schwanger mit Zukunft, und die Momente des embryonischen Lebens werden als Personificationen mythisch dargestellt; die Erzeugung (die Schwängerung) als Ursprung ist Urd; die embryonische Entwickelung (das Tragen) ist Verdandi; die Geburt endlich ist Skuld; jene bedeutsame und drohende Krise, die Alles abschließt. In der Weissagerin (Völva) fließen diese Personificationen als verschiedene Momente eines Wesens zusammen.

Der Baum Yggdrasill verräth durch die herrschende Vegetation in der Mythe seinen ächt orientalischen Ursprung, und die ganze Umgebung, die Richtung der drei Wurzeln, die Würmer, die an diesen nagen, die Thiere, der Adler auf dem Gipfel, die Hirsche, welche die Knospen verzehren, das geschäftige Eichhorn, welches zwischen Gipfel und Wurzel hin und her läuft, Unfriede zwischen den in der Tiefe vergrabenen nagenden Würmern und den Thieren des Gipfels stiftet, und so die Angriffe der Feinde zu schwächen bemüht ist, während die Quelle des göttlichen Ursprungs (Urds Quelle) dem angegriffenen Baum immer neue Kräfte verleiht und Mimirs Haupt, die verborgene Weisheit, aus welcher alles Leben entspringt,

unter einer der Wurzeln als das innere Lebensprincip ruht, den Baum, der durch die feindlichen Angriffe unterzugehen droht, immer von Neuem entstehen läßt, — liefern uns ein tiefes Sinnbild des Lebens in seiner schwankenden Lage und seiner Erhaltung durch unsichtbare göttliche Kräfte. Die Götter versammeln sich unter diesem Baum, und wenn im Allgemeinen zwar anerkannt wird, daß diese secundärer Art sind und keine ursprünglich göttliche Wesen, so erinnere ich mich dennoch nicht, eine Darstellung gelesen zu haben, in welcher die Abhängigkeit der Götter von einer mächtigern Natur eben da, wo sie in ihrem herrlichsten Wohnsitze mächtig erscheinen, nämlich in ihrer Versammlung unter dem Baume, ausgesprochen würde. Die eine der doppelten Richtungen alles Erkennens, diejenige, die auf das sinnliche Leben, und in diesem auf die Menschen gerichtet ist, die eine selbständige Macht der Götter bildet und geistig Alles beherrscht, behält Odin für sich, — sein eigenes schauendes Auge. Aber die andere Richtung des Erkennens, aus welchem das Persönliche entspringt, muß er in die Tiefe versenken, in die Nacht kosmischer Verhältnisse, aus welcher ihm die Weisheit wie ein fremdes Gut, von dem er abhängig ist, zuströmt. Die Raben bringen ihm die Kunde von allen Weltverhältnissen, er besitzt sie nicht ursprünglich; und

Iduns Aepfel erhalten ihn, wie alle ihm verbündete Götter, bei Kraft und Gesundheit. Ob Mimirs Haupt sich verdüstert und seine Orakel unklar werden, ob Hugin und Munin verstummen und keine Kunde mehr bringen, ob Iduns Aepfel, das Verjüngungsmittel der Götter, verloren gehen wird oder nicht, ja ob Urds Quelle beständig fließen wird, den Baum erfrischend, ob sie nicht mit Mimirs Haupt verschwinden wird, daß Yggdrasill, verwelkt und verdorrt, den feindlichen Angriffen preisgegeben, das hängt nicht von den Göttern ab, das ruht in der verborgenen Frucht der Nornen, und das Schicksal der Götter spricht sich zuerst durch die Völva aus.

Dieser Untergang der Götter wirft selbst einen tiefen Schatten in ihr fröhliches Leben hinein, und die Baldurs-Mythe, die ich als bekannt voraussetzen darf, ist ein tragisches Vorspiel des allgemeinen Unterganges.

Wenn wir der Ausbreitung der Odinslehre in ihrem tiefsten, uns geschichtlich durchaus unzugänglichen Ursprunge uns nähern, und sie dann in ihren mannigfaltigen Zweigen, unter den verschiedensten Stämmen wahrnehmen, so ist die Aufgabe, die wir zu lösen haben, wenden wir uns gegen Süden, eine ganz verschiedene von derjenigen, die sich uns im hohen Norden aufdrängt. Dort müssen wir die zer-

streuten Reste der verschwundenen Mythen aus ihren dunklen Klängen, ja vorzugsweise aus der Macht, die sie noch in der christlichen Zeit behielt, zu erkennen suchen. Hier dahingegen müssen wir die verschiedenen Stufen der Entwickelung verfolgen.

Zwei Mythen finden wir, die vorahnend die Vergänglichkeit der Götter und ihren zukünftigen Untergang verkünden: der Raub der Aepfel Idunna's und Baldurs Tod. Nach dem Raube verwelken die Götter, und Baldurs Tod erinnert mahnend an das Uebergewicht einer höhern Gewalt, gegen welche sie nichts vermögen.

Die Asa-Lehre scheint einen Gegensatz in sich selber zu verbergen: durch das Verhältnis der Asen zu den Vanen. Es giebt Anzeigen, die uns vermuthen lassen, daß die milderen Ansichten und die Spuren eines versöhnenden Lebens vorzugsweise den letztern zugehörten. Beide waren vor der Einwanderung erst nach einem Kampfe mit einander vereinigt. Unter den Vanen tritt die Liebe, ihre Befriedigung und ihre Sehnsucht, in ihrer doppelten Gestalt hervor, durch Freyr und Freya. Die männliche und weibliche Gestalt scheinen oft vereinigt, die befriedigte Liebe aber stellt sich in dem Verhältnisse des Freyr zu Gerda dar, der Liebe Schmerzen in Freya, die ihren entwichenen Geliebten mit goldenen Thränen

beweint. Wahrscheinlich entstand erst im Norden durch die Beimischung des Jötun-Glaubens das blutige Menschenopfer, welches dem Freyr für die Erhaltung eines guten Jahres gebracht wurde. Die Hingebung wird mehr durch die Vanen, die Macht, welche auf sich selbst vertraut, mehr durch die Asen dargestellt; und so bilden sich zwei Götterwohnungen aus: die eine in dem Abgrunde wurzelnd, den bedenklichen Kampf mit allen Mächten der Natur bestehend, unter dem Baum Yggdrasill; und die zweite durch Odins Valhall. Hier herrscht dieser allein, wo die Valkyrien wohnen, wo die Einherien, die im Kampfe Gefallenen, heimkehren, wo der Kampf selbst ein Spiel wird, die Wände aus Speeren und das Dach aus glänzenden Schilden besteht; wo die Niederlage sich in Sieg verkehrt, und der Tod selbst ein Verjüngungsproceß, ein Pulsschlag eines höhern Lebens wird.

Baldur stellt das mahnende Gewissen, das Bild der unbefleckten sittlichen Reinheit dar, wie Loki die nächtliche Seite des Daseins, die Verlockung, durch welche die Ohnmacht der mächtigen Götter sichtbar wird. Allerdings ist deshalb dieser Loki ursprünglich, aus Hel geboren, das verneinende Princip, das böse Gewissen der Götter, die dunkle Quelle fortdauernder Verlockungen, immer wiederkehrender Selbsttäuschungen, denen besonders Thor, nicht der Beherr-

scher des Kampfes, wie Odin, wohl aber der immer rüstige Kämpfer, beständig unterliegt.

Der einäugige Odin führt ein doppeltes Leben, welches niemals zur völligen Einheit in der nordischen Mythologie sich zu erheben vermag. Er blickt mit einem Auge in eine Nacht hinein, die sich nie zu erhellen vermag, und daher bleibt das andere Auge trübe. Deshalb konnte die nordische Götterlehre niemals sich beruhigt finden in einer versöhnenden Gestaltung als Schönheit und Kunst, oder in einem kühnen, Alles durchdringenden Gedanken als Wissenschaft. Ihr ganzes Dasein verhauchte in eine Seligkeit ahnende Sehnsucht, die erst nach dem Untergange der Götter erfüllt werden konnte.

Man hat Loki, den ursprünglich Verbündeten, den Fostbruder Odins, als einen humoristischen Gott betrachtet, und in seinen Verlockungen eine Ironie entdecken wollen. Aber es drückt sich in ihnen in der That, wie Grimm mir richtig geäußert hat, selbst in Aegirs Gastmahl, keineswegs eine Ironie aus, sondern nur die grenzenlose Naivetät eines in allen seinen Richtungen unvermittelten Bewußtseins, dessen unbefangene Selbstgeständnisse uns freilich wunderbar, seltsam, ja nicht selten lächerlich erscheinen müssen, als enthielten sie eine fortdauernde Selbstironie, die aber nur durch den durchdringenden Gedanken ent-

stand, den sie niemals hervorzurufen vermochten. Der Humor der neuern Zeit war dem nordischen Götterleben fremd; Alles war ihnen bitterer Ernst, und selbst wo die kindliche Freude durchblickt, waren sie völlig unbefangen, so daß man recht eigentlich von ihnen sagen kann: sie verstanden keinen Spaß.

Es ist von großem Interesse, wie im Heldenleben der germanischen Mythen, so auch in der Götterlehre derselben die Spuren zu entdecken, die vor der Zerstreuung der Gothen durch ganz Europa, da waren, und darin liegt die Wichtigkeit der von Waiz gemachten Entdeckung, daß Baldur auch den germanischen Gothen bekannt war, wie sie von Grimm umsichtig benutzt und dargestellt wird. So einfach diese Entdeckung scheint, obgleich kaum mehr als der Name vorkömmt, und ein Ereignis, welches im Verhältnisse zu dem großen Umfange der Götterlehre ein, wir möchten sagen, legendenhaftes Gepräge trägt: so ist sie doch von großer Bedeutung; denn Baldur stellt, wo er genannt wird, den innern ethischen und zugleich epischen Mittelpunkt der ganzen Götterlehre dar.

So müssen wir nun wohl annehmen, daß die nordische Mythologie bis auf einen gewissen Punkt völlig ausgebildet war, als die Asen sie nach Norden brachten. Aber ob nicht hier ein Zwiespalt eben

durch die Eigenthümlichkeit der nordischen Gothen sich entwickeln mußte, ob nicht Yggdrasill und Valhall eben hier im scharfen Gegensatze sich trennten, so daß die Speere, welche die Wände bildeten, in Valhall wild aus einander fuhren, die Einherien auf immer tödtend, und die Schilde, die das Dach bildeten, herabstürzten und sie begruben, während Yggdrasill zitterte und zu stürzen drohte, so daß die Zuversicht der eigenen Kraft zerbrach, während anderseits der tragische Untergang wie ein Schwanengesang ein zukünftiges heiligeres Leben verkündigte, — das verdient wohl eine genauere Untersuchung.

Die Momente des nordischen Lebens, die wir jetzt aus einander setzen wollen, entwickelten sich freilich in Schweden, in Dänemark, unter den Angeln und Friesen bis in Germanien hinein: aber wir glauben in der früher vorgetragenen einleitenden Betrachtung hinlänglich dargethan zu haben, daß in dem mächtigen Meeresreich und auf seinen Inseln die Stätte der reinsten Entwickelung bis zum Untergange der nordischen Mythologie gesucht werden muß. Daher beschränken wir uns auf dieses Gebiet und auf die letzte Epoche des Heidenthums, von da an, wo die reine Mythe der Geschichte zu weichen anfing, vom Jahre 841, als Halfdan Svarte zu herrschen begann, bis Olafs des Heiligen Tod im Jahre

1030, als das Christenthum in Norwegen das Uebergewicht erhielt, — eine Epoche, die fast 300 Jahre umfaßt, — und suchen die Lebensverhältnisse in ihrer Beziehung auf das mythische Dasein, vorzugsweise für diese Epoche, darzustellen.

Die Norweger waren keinesweges speculativer Natur; ihre Beobachtungen über Natur, Geschichte, Menschenleben, waren durchaus praktischer Art, Alles ein unmittelbar Gegebenes; und die Weisheitslehren der Nordländer, wie sie in Volsunga-Saga, und eigenthümlicher noch im Havamal, dem Odin selbst zugeschrieben, vorkommen, sind Klugheitslehren, oft den alten persischen ähnlich, gnomische Massen, die oft sprichwörtlich sich erhielten, und unmittelbar aus dem Leben entstanden, auch in diesem eine unmittelbare Anwendung fanden. Wir können zwei Richtungen des Lebens wahrnehmen, die gleich bedeutend sind, und ich will diese hier nur andeuten. Sie sind zwar allgemein menschlich, stellen sich aber auf eine sehr eigenthümliche Weise dar. Sie traten im kriegerischen und im häuslichen Leben hervor. Das erstere ward von ihnen selbst hervorgehoben und ist so oft Gegenstand der Betrachtung gewesen, daß es überflüssig scheint, es hier ausführlich darzustellen. Doch giebt es Eigenthümlichkeiten der kriegerischen Nordländer, auf welche wir aufmerksam machen wollen, weil sie von

Bedeutung sind. Als die erste schneidende Eigenthümlichkeit eines Norwegers trat die Forderung hervor, schlechthin in seiner Persönlichkeit anerkannt zu werden; er unterwarf sich nie, und selbst, wo er einer siegenden Gewalt nachgab, mußten die Friedensbedingungen einen Vertrag bilden, der geschlossen wurde, und das Gepräge einer freiwilligen Uebereinkunft tragen. Es lag in dieser Gesinnung ein Schlechtes wie ein Gutes. Einem Könige, den er freiwillig wählte, blieb er treu bis in den Tod. Die Treue war eine beständig wieder erneuerte freiwillige Wahl; den Zwang duldete er nie. Aber eben deswegen ward dieser Zwang, wenn er äußerlich anerkannt werden mußte, innerlich abgewiesen. Die Huldigung eines aufgedrungenen Herrn war dann nur eine Fortsetzung des Kampfes gegen ihn; eine Kriegslist, die erlaubt schien; und in einer Reihe von Jahrhunderten, von Harald Haarfagers Tod bis Hakon Hakonsons Regierung, vom siebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert, gab es vielleicht kein Land, wo man so oft Herren wechselte, wie in Norwegen.

Man erkennt allerdings eine Hingebung, die in ihrer instinktartigen Unmittelbarkeit überaus mächtig war, die der Verwandtschaft. In Volsunga-Saga, wo Brynhild den Sigurd Weisheit lehrt, liest man

mit Ueberraschung, daß gerathen wird, Unrecht zu dulden und keine Rache zu üben: aber diese Milde gilt nur den Verwandten. Eben deswegen, weil die Verwandtschaft so instinktartig tief war, ward eine jede Beleidigung, welche diese traf so mächtig, als träfe sie den Helden selbst. In den Augen der Uebrigen erschien ein Jeder beschimpft, der die Rache aufgab. Und dennoch konnte eine Jahre lang genährte Rache plötzlich vernichtet werden aus demselben Grunde. Wenn der Beleidiger sich völlig hingab, wenn er waffenlos in die Mitte der Feinde trat, dem beleidigten Häuptling entgegenging, das Haupt in seinen Schooß legte und sich so dem Tode preisgab, dann ward er oft aufgehoben, und ein treues Bündnis entstand aus der unbedingten Hingebung. Eine solche beschimpfte den Helden nicht, denn die größte Gefahr war augenscheinlich damit verbunden, und der grausamste Tod so wahrscheinlich wie das Leben. Der Muth, welcher zu einem solchen Entschluß erforderlich war, erzeugte Achtung, und die unbedingte Anerkennung des Beleidigten vernichtete eine jede frühere That, selbst den Mord. Was hier die einseitige Hingebung war, das war die gegenseitige in jenem Freundschaftsbündnisse, welches so berühmt geworden ist unter dem Namen Fostbrüderschaft.

Diese harte Eigenthümlichkeit, unbedingt persön-

lich anerkannt zu werden, verschmähte selbst den Schein nicht. Als Sigurd Jorsalafari mit seinen Begleitern auf seiner großen Fahrt nach dem Mittelmeere Constantinopel erreichte, wurde er von dem Kaiser glänzend empfangen. Die nie vorher gesehene Pracht der Gebäude umgab ihn, Truppen in glänzender Rüstung waren aufgestellt, die Großen glänzten in den kostbarsten Stoffen, in Gold und Edelsteinen. Sigurd gab seinen Männern Befehl, gerade vor sich hinzusehen, gleichgültig über die Teppiche, die zu ihren Füßen lagen, hinwegzureiten und sich zu gebehrden, als wären Schauspiele der Art ihnen etwas völlig Alltägliches. Solche Züge kommen öfter vor, und diese Gasconaden der Norweger erklären hinlänglich die bis ins Unglaubliche gehenden abenteuerlichen Erzählungen von den Thaten, welche die Skalden von ihren Helden erzählten, wenn sie von ihren Siegen in fernen Ländern zurückkehrten, und bilden ein wesentliches Element in allen isländischen Sagen. Daher auch die Gleichgültigkeit gegen heftige Schmerzen.

Die Persönlichkeit der Norweger ward, je entschiedener sie sich ausbildete, desto härter; sie war eine unbedingte, absolute und eben deswegen unsterblich. Ein jeder Kampf war, je gefährlicher, desto entschiedener eine Bestätigung der Persönlichkeit; der Tod die entschiedenste. So gewiß als die Person eine unver=

gängliche war, so gewiß war auch die Niederlage nur ein vorübergehendes Moment eines mächtigern Lebens. Der Trotz überwand sie; durch diesen richtete sich der gefallene Krieger wieder auf, und Valhall und die ewige Erneuerung der Kämpfe waren ein, man kann sagen, nothwendiges Erzeugnis dieser Gesinnung. Daher gehörten diejenigen, die einer Krankheit unterlagen, den Schatten zu, nur wer kämpfend starb, lebte wirklich auf. Daher die Ansicht, dem Tapfern gehöre die Welt. Wer sich nicht in seiner Persönlichkeit muthig zu behaupten wisse, wäre, glaubten sie, schon hier ein Schatten und habe kein Recht an irgend einem Besitz, weil dieses ein Dasein voraussetze. Wie in den Königssälen diejenigen, die unter die Helden des Königs (in sein hird) aufgenommen sein wollten, oft heftig angegriffen wurden, damit sie sich bewähren konnten, so ward der ganzen bekannten Welt der Krieg erklärt. Sie hatte nur eine wahrhafte Existenz, insofern sie sich zu behaupten wußte. Die Güter gehörten von Rechtswegen dem Sieger. So entstanden die Angriffe der Normannen, und die Macht und die Gewalt dieser Gesinnung hat sich der ganzen Geschichte unvertilgbar eingeprägt. Nie trat das Absolute der persönlichen That so unbedingt hervor, wie damals. Alles Bedingte, sei es durch religiösen Glauben, durch Rechtsverhältnisse, durch kö-

nigliche Gewalt bedingt, mußte unterliegen, und das Schrecken, welches sich von der nördlichen englischen Küste bis nach Sicilien verbreitete, mahnte einen Jeden daran, daß die bürgerliche Ordnung durch Rechtsverhältnisse, ja selbst die geheiligte durch die Religion, nie die innere Macht der Persönlichkeit zurückdrängen und abstumpfen dürfe.

Daß eine solche Einseitigkeit in eine Krankheit ausartete, versteht sich von selbst; sie war eine solche, aber eine geschichtliche eines ganzen Volkes. Daher ging die Kraft, die sich selbständig äußerte, so leicht in den Krampf der Berserker-Wuth über. Daher die Abscheu erregende Grausamkeit. Es war eine Krankheit zum Tode, eine nothwendig gewordene geschichtliche Selbstvernichtung.

Es ist bekannt, daß in Norwegen Thor vor allen Göttern verehrt wurde; es lag in dieser Verehrung, die den Herrscher des Kampfes zurückdrängte, um nur den Kämpfer als Gott zu ehren, schon der Anfang zu einem Abfalle von der alten Odinslehre. Zuerst erhob sich Valhall, getrennt von Yggdrasill, aber in dieser Trennung mußte jenes in sich selbst zerfallen. Unter allen nordischen Helden waren die Vikinger diejenigen, die am entschiedensten in einem fortdauernden Kampfe ihr Leben zubrachten. Das Meer war gegen sie verschworen, wie die Feinde, die sie angrif-

sen. Der glückliche Viking verdankte sich selbst Alles, Thor ward abgewiesen, wie Odin, und der Held, der aus dem Kampfe mit der Natur, wie mit der Geschichte, als Sieger hervorging, ward sich selbst ein Gott und erklärte es unverhohlen. Göthe's Prometheus stellt den wahren Nordländer am treuesten dar. Eine solche Erklärung eines siegreichen Helden erregte Bewunderung, keineswegs Abscheu. Der gläubigste Odinsdiener war sich bewußt, daß eine solche Gestaltung als ein Keim in der Tiefe seiner Mythe lag, und sich hier als die reife, wenn gleich herbe Frucht ausbildete. Selbst Olaf der Heilige, als er sich zur Schlacht bei Stiklestad anschickte, um nach seiner Art in heiliger Begeisterung für das Christenthum zu kämpfen, fand keinen Abscheu gegen die Räuber Gauka-Thorir und Afrafasti, so wenig wie gegen Arnljot Gellini, die erklärten, daß sie sich als Bürger von der Gesellschaft, als Gothen von den Göttern getrennt hatten und nur sich anerkannten. Er fühlte vielmehr Bewunderung, und wünschte sie für den heiligen Kampf zu gewinnen. Freilich mußten sie sich taufen lassen, aber ihre Erklärung lautete so: „Wir wünschen an deinem Kampfe Theil zu nehmen, den alten Göttern haben wir abgesagt, jetzo glauben wir an Dich, und wenn Du es wünschest, an den weisen Christ."

Die häuslichen und ehelichen Verhältnisse traten auf eine, in einer Rücksicht sehr bekannte, in andrer weniger bekannte und merkwürdige Weise hervor. Die Geburt berechtigte ein Kind nicht zum Dasein, das Leben hing vielmehr von dem völlig unbedingten Entschlusse des Vaters ab. Es ward auf die Erde gelegt, dann entweder zum Tode oder Aussetzen bestimmt, oder auf Befehl des Vaters aufgehoben und auf sein Knie gesetzt (knäsat). Daher heißt die Geburtshelferin, welche das Kind auf die Erde setzte, die Erdmutter (jord-moder), und bei den Germanen noch, weil sie es aufhob und dem Vater brachte, die Hebamme. Das einmal aufgehobene Kind aber ward auf entschiedene Weise und sehr früh in seiner Persönlichkeit anerkannt. Der Knabe ward oft schon in seinem zehnten bis zwölften Jahre gewissermaßen selbständig. Der Vater duldete seinen Trotz. Der Königssohn trat in diesem Alter die Regierung an; ältere Männer waren seine Rathgeber, aber von eigentlichen Regenten im neuern Sinne war nicht die Rede. Das Mädchen ward zwar oft geraubt; und diese gewaltsame That, zumal wenn sie von Ermordung der Verwandten begleitet war, erregte nicht selten das Gefühl der Rache bei den männlichern Frauen, die nach langen Jahren und nachdem in der aufgedrungenen Ehe mehrere Kinder erzeugt waren, den Räuber er

mordeten: oft aber gewann die kühne That das Herz des Mädchens. Im väterlichen Hause aufgewachsen, ward dahingegen dem Mädchen freie Wahl gelassen, und es ist bekannt, wie Ivar Vidfadme's betrügerische List, mit welcher er seine Tochter Aude einem Manne aufdrang, in der Saga mit Abscheu erwähnt wird. Das ganze engere Familienleben, das Verhältnis der Eheleute zu einander, und der Eltern zu den Kindern, war ein freies von frühen Jahren an. Die Frau lebte in großer Selbständigkeit und hatte einen bedeutenden Einfluß. Ich kenne in dieser Rücksicht kein ausgezeichneteres Beispiel, als das bei Snorre vorkommende: als Olaf der Heilige, von seinen Vikingszügen, zu seinem Stiefvater Sigurd Syr, in dessen Hause er erzogen war, zurückkehrte, um seinen Anspruch auf das Reich als Oberkönig geltend zu machen. Es ist eine der lehrreichsten, anziehendsten Schilderungen der Sitten des Volkslebens und von dem Geschichtschreiber mit behaglicher Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. Asta, Olafs Mutter, tritt entschieden und gebieterisch hervor; und daß es nicht bloß die Mutter des bewunderten Helden war, welche dieses Ansehen genoß, beweisen viele andere Sagen.

Die geheimnisvolle Seite des Lebens entwickelte sich bei den Frauen, sowohl in bösem wie in gutem

Sinne; als Weissagung wie als Seid (Magie). Durch Schönheit wie durch Zauberkünste bezauberten sie. Die Unmittelbarkeit der Empfindung gab ihnen eine tiefe und gewaltige Macht, welche billig bewundert werden muß. Man vergleiche in dieser Rücksicht die eddaische Volsunga-Saga mit dem germanischen Nibelungenlied. Die Schmerzensäußerungen der Brynhild und der Gudrun (der Chriemhild des deutschen Gedichts) gehören zu den erschütterndsten und großartigsten, die jemals in der Dichtkunst laut wurden. Sie riefen durch ihre unwiderstehliche Naturgewalt das Schicksal hervor, welches sie als Weissagerinnen verkündeten. Die Völva, wenn sie das zukünftige Schicksal weissagte, ward festlich empfangen und mit gläubiger Hingebung vernommen. Im beweglichen Meeresreiche bildete sich der scharfe Gegensatz zwischen wildem, rohem Kampf und dem häuslichen Leben, zwischen Valhall und Yggdrasill, zugleich zwischen Asen und Vanen aus.

Allerdings war Island selbst — diese Insel, die als letzte Ausbilderin und zugleich als Aufbewahrerin der nordischen Mythe erschien — Schauplatz mancher rohen Kämpfe, aber das ganze Streben des hier versammelten Volkes ging dahin, ein freundliches Dasein durch Religion, wie durch geordnete Rechtsverhältnisse herbeizuführen, und durch diese die Selbständigkeit der Familien zu begründen. Auf der einsamen Insel horch-

ten sie auf die mächtigen Kämpfe, welche das ganze damalige geschichtliche Europa in gewaltige Bewegung setzten. Die gefürchteten Helden waren ihre Verwandten, und wenn die Isländer auch selbst weniger Theil nahmen an den Vikingszügen, so war doch kaum eine bedeutende Familie, welche nicht Mitstreiter zu dem furchtbaren Kampfe lieferte. Ueber das weite wildbewegte Meer tönte die Kunde von wilden Kämpfen, die sich über fast alle europäischen Länder verbreiteten. Hier auf Island vereinigten sich die gemeinschaftlichen Sagen aller gothisch-germanischen Stämme, viele gehörten vor uralter Asazeit den nördlichsten wie den südlichern Völkern zu: ein gemeinschaftliches Gut aus den frühesten Zeiten. Die Dichtkunst verband neuere Ereignisse mit den ältesten, und ein wunderbar phantastisches Gewebe, nicht mehr an die rohen engen Verhältnisse des nordischen Vaterlandes gefesselt, umspann ein großes, innerlich bewegtes, geschichtliches Dasein, welches weissagend, ahnungsschwanger Götter, mythische Helden in seltsame Abenteuer hineingerissen, mit den Ereignissen der Verwandten verband. Glück und Fluch, Sieg und Niederlage, Rache und Versöhnung, in diesem Gewebe verbunden, bildeten ein reiches Ganze, durch welches das Innerste der Gemüther, wie gewaltsam aufgerissen, gezwungen ward, sich unwillkürlich zu offenbaren. Da ließ sich die Völva zum

letzten Male hören; das Schicksal eines großen, jetzt aus der umfassenden Geschichte hervortretenden Götterlebens ließ sich vernehmen. Es war der letzte Seufzer der verscheidenden Vergangenheit. Der längst geahnete Untergang der Götter ward laut, und aus der innersten Tiefe der Mythe selber vernahm man die Verkündigung einer reinigenden Verjüngung des Götterlebens. Mit einer absoluten Vernichtung, wenn sie sich uns mächtig aufdrängt, mit Ragnarök, kann kein menschliches Bewußtsein schließen; es liegt mit innerer Nothwendigkeit in der gänzlichen Vernichtung die Verjüngung, in der dunkelsten Nacht der zukünftige Tag.

In der Völuspa waren die wilden Jötun-Träume zurückgedrängt. Wie edel und großartig werden sie hier wiedergegeben:

In der Zeiten Ursprung,
Als noch nichts (Bestimmtes) war,*)
Nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wellen,
Nirgends Erde,
Nicht hoher Himmel,
Nur tiefer Abgrund,
Und Gras nirgends.

*) Für „nichts“ lesen Rask und Finn Magnusen mit den meisten Handschriften „Ymir,“ aus dessen Riesenleib Börs Söhne die Welt schufen.

Bis Börs Söhne
Die Erde hoben
Dann das herrliche
Midgard schufen.
Von Süden Sonne
Den Saal erhellte,
Und aus der Erde
Wuchs das Grün.

Von Süden Sonne,
Des Monds Gefährtin,
Lenkt' mit der Rechten
Die Himmel=Rosse.
Die Sonne nicht wußte,
Wo Saal sie hatte,
Die Sterne nicht wußten,
Wo Stätte sie hatten,
Der Mond nicht wußte,
Wo Stelle er hatte.

Da saßen alle Mächte
Auf hohe Stühle,
Hochheilige Götter,
Beriethen darob sich u. s. w.

Mit der goldenen Zeit des Götterlebens fängt die Völuspa an; dann kömmt die Eisenzeit, die Zeit des Zwiespaltes und des Kampfes, den Untergang vorbereitend. Es ist merkwürdig, daß das Gold den Keim des Unterganges in sich enthielt. Zwar wird

die Stelle in Völuspa gewöhnlich auf Midgard, auf die Wohnung der Menschen bezogen, als wollten die Götter den Golddurst und die Raubsucht der letztern bestrafen; aber tiefer muß sie ohne allen Zweifel aufgefaßt werden. Es wäre unbegreiflich, wie der Fluch, der auf dem Golde ruhte, als Anfang des Unheils in Valhall hervortreten konnte, wenn dieser Fluch nur den Menschen traf und das Götterleben nicht berührte. Der völlig reine unschuldige Besitz des Goldes, als ein tiefes Geheimnis des Daseins, in welches man mit kindlicher Zuversicht hineinblickte, bildet die goldene Zeit des Götterlebens. Und diese Zeit erscheint nach der Verjüngung wieder. Die Habsucht der Helden, die als Einherien den Glanz des Valhall-Lebens ausmachten, mußte selbst das Götterleben verpesten.

Man kann nicht glauben, daß die Erzählungen die in den Sagen vorkommen und in geschichtlichen Darstellungen sich wiederholen, von den ungeheuren Schätzen, die sich im hohen Norden zusammenhäuften, sehr übertrieben sind, wenn man die geschichtlichen Nachrichten von der unglaublich ausgedehnten Ausplünderung der reichsten europäischen Länder liest, wie sie bei den südlicheren gallischen und angelsächsischen Geschichtschreibern vorkommen; leichtsinnig ward vergeudet, was gewaltsam erworben war, Fluch und

Reue erzeugten sich wechselseitig, und die gebrochenen Eide Thors in der Völuspa, als der Anfang der Zerstörung, die mit Ragnarök endete, hängt offenbar zusammen mit dem Früheren, wo die Habsucht als der Ursprung alles Uebels dargestellt wird. Obgleich ich mit anderen Forschern darin einverstanden bin, daß hier ein bedeutendes Bruchstück fehlen muß. Wir finden diesen Fluch durch einen unheilschwangern Goldschmuck der Visbur-Söhne in der Ynglinga-Saga wieder, und die fröhliche Heldenwelt des ganzen gothischen Lebens verklingt mit dem Nibelungenschatz, wie er aus treuen uralten Erinnerungen in der eddaischen Volsunga-Saga und in dem germanischen Nibelungen-Lied eine unheilvolle Rolle spielt.

Nach dieser Betrachtung der nordischen Mythologie wird uns die Berührung derselben mit dem Christenthum lehrreich sein. Sie fand von Constantinopel bis Irland statt, und allenthalben auf dieser weiten Strecke über jede zu verfolgende geschichtliche Erinnerung hinaus. Wenn auch der Dienst der Wäräger in Constantinopel die Skandinavier in die unmittelbarste Nähe, ja in die Umgebung des Christenthums versetzte, so kann man doch wohl annehmen, daß durch diese eben die geringste Anregung stattgefunden hat; denn wer das Christenthum annahm, kehrte in der heidnischen Zeit nicht nach seinem heid-

nischen Vaterlande zurück, und zurückgekehrte Krieger, die das Christenthum abwiesen, würden kaum irgend eine einflußreiche Vorstellung von diesem erworben haben. Viel bedeutender ist diese zwar in einzelnen Jahren unbemerkbare und dem Inhalte nach unbestimmte Anregung des Geistes, die viele Jahrhunderte hindurch sich innerhalb der germanischen Stämme bis nach dem höchsten Norden fortpflanzte. Am entschiedensten trat freilich die Fortpflanzung des Christenthums gegen Norden frühzeitig durch die Angelsachsen hervor. Der Erzbischof Wilfried erschien 677 unter den Friesen. Ein skandinavischer Christ aus dieser frühen Zeit war Sivald (Sebaldus), der in Nürnberg sterbend canonisirt wurde, durch die nach ihm genannte Kirche und durch Peter Fischers Monument allgemein bekannt. Der Sachsenkrieg dauerte von 772 bis 804. Willibald drang in Nordalbingen ein 780, in Ditmarschen 804; Ebbo folgte ihm; Anschars Thätigkeit als Missionar fand von 820 bis 865 statt; Rembert starb 888. In dieser langen Zeit bildeten sich zwar christliche Gemeinden, abwechselnd zu- und abnehmend, geduldet und dann wieder verfolgt, aber das Volk im Ganzen blieb heidnisch. Unter denen, die sich, wenn es dienlich schien, Christen nannten, fanden oft genug Rückfälle statt. Uebergänge vom Heidenthume zum Christenthum entstanden, die mehrere Stufen bildeten.

Der Heide ließ sich als Christ einzeichnen, erhielt die prima signatura, (bloß primasignirt), oder er ließ sich erst auf dem Sterbebette taufen, und der Missionar mußte selbst bei dem Getauften viel heidnischen Aberglauben dulden. Diese Uebergänge fanden durch ganz Norwegen statt, und in vielen Gegenden, zumal auf Island, gewiß noch, als man allgemein das Land als ein christliches betrachtete, bis in das zwölfte, vielleicht bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein. Das Schwanken zwischen Christenthum und Heidenthum dauerte in Holstein und Dänemark bis Svend Tveskjägs Tod, weit über 300 Jahre. Wie ist es denkbar, daß ein solches Schwanken nur in einer Richtung thätig, productiv sein sollte, und in der andern nicht? Wir sind nach dem, was wir in der Einleitung über die ursprüngliche Verwandtschaft der Skandinavier mit den Picten gesagt haben, geneigt, eine uralte Verbindung Irlands und Schottlands mit Norwegen anzunehmen. Durch diese, wahrscheinlich schon vor dem christlichen Zeitalter, eine Berührung der Druiden mit den Odinsanbetern. Nordische, selbst neuere Geschichtsforscher, haben allerlei Vergleichungen zwischen den druidischen und skandinavischen Mythologien angestellt, skandinavische Momente bei jenen, druidische bei diesen nachweisen zu können vermeint. Wenn wir auch absehen von unserer völligen Unwissenheit über die Reli-

gion der Druiden, so ist dennoch eine jede solche Vergleichung resultatlos. Es ist wohl entschieden, daß die druidische und skandinavische Mythologie specifisch verschieden waren, sich, von gemeinschaftlichen vorgeschichtlichen Urklängen aus, als ganz verschiedene Organismen ausgebildet haben. Aber diese Urklänge ruhen, wie im Hintergrunde der Geschichte, so auch im Hintergrunde des Gemüths. Nun waren es eben diese, die sich als Mysterien bei den Druiden erhielten, und die mythisch tief bewegten Skandinavier mochten wohl, ohne durch Druiden in ihre Mysterien eingeweiht zu werden, sich in den Urelementen ihrer eigenen Mythen durch das Zusammenleben mit ihnen bewegt fühlen. Aber was aus einer solchen Bewegung sich gestaltete, war ein innerlich skandinavisch-mythisches Lebensprinzip, welches das Druidenthum abwies, keineswegs in sich aufnahm. Und eine solche innere Bewegung der skandinavischen Mythologie in sich selber, aus den Uranfängen aller mythischen Bildung, ist es auch, die ich, durch das Christenthum erregt, von Constantinopel bis Irland, als eine tausendjährige annehmen zu müssen glaube.

Wie in den skandinavischen Mythen Alfadur mit Odin, dieser als Gott mit einem historischen Helden verschmilzt, so war auch der Priester mit dem Herrscher, der Herrscher mit jedem freien Bauer verschmol-

zen, und es waren nur die verschiedenen Schwingungen des Lebens, die den Bauer zum Herrscher und den Herrscher zum Priester machten. Man hat wohl öfter von einem Priesterstande unter den Skandinaviern gesprochen, ihn nachzuweisen vermag man nicht, der mächtigste Gode war nicht von dem Krieger oder Bauer specifisch verschieden. Es giebt keinen härtern Gegensatz gegen das orientalische Kastenwesen, als wir ihn in Skandinavien finden. Ein jeder Bauer konnte Gode sein in seiner Familie. Daher das nie Ruhende, stets Bewegliche, sich nirgends sicher Gestaltende in allen Verhältnissen, und das nie Abgeschlossene der Mythologie.

Nur Valhall nahm, ohne der Beweglichkeit entrinnen zu können, das Gepräge einer harten Eigenthümlichkeit an. Yggdrasill war wie die Pflanze selber abhängig von den Elementen, in welchen er lebte; beweglich wie das Meer, in welchem er seine letzte Zuflucht fand. Die Familien, die sich in Irland niederließen, gehörten Geschlechtern zu, die auf der ganzen Berührungslinie von Osten nach Westen von uralten Zeiten her mit dem Christenthum in ein Verhältnis traten. In Island selbst fand man, als die Insel entdeckt wurde, irländische christliche Einsiedler, die nicht vertrieben wurden; das ganze kämpfend bewegte, heidnisch-christliche Europa drängte sich als eine reiche,

Süden und Norden umfassende Sage nach Island zu. Da traten in einer Mythologie, die keine speculative, sondern frei sittliche Bedeutung hatte, die Urelemente derselben auf der einsamen Insel immer reiner hervor. Das historische Gewissen des Volks regte sich aus der Mitte der geschichtlichen Sagen und der Gedichte, die sich wechselseitig zu verständigen suchten. Baldur kehrt wieder; sittliche Freiheit und fesselnde Verhältnisse des äußern Lebens; Haudur und Baldur, der liebende unfreiwillige Mörder und sein getödteter Bruder umarmen sich. Haudur stellt jene blinde Macht vor, die den freien Entschluß hemmt, zurückdrängt, vernichtet. Und er wird auch Hödur genannt und die Benennung, in einen allgemeinen Begriff verwandelt, ist noch in der schwedischen Sprache, wo „öde" Schicksal bedeutet, übrig geblieben. Es ist fast lächerlich, wenn man daraus, daß hier und da auf allgemein menschliche Weise ein skandinavischer Mann geäußert hat, er könne seinem Schicksale nicht entgehen, auf eine griechische Lehre vom Fatum schließen will. Die nordische Mythe unterscheidet sich von der griechischen eben dadurch, daß sie nie wie diese abschloß. In Griechenland nahm die Gestalt, die Persönlichkeit selber den Charakter der Allgemeinheit an und erstarrte in der Plastik als unvergängliche Schönheit; das sittliche Fatum verwandelte sich in die abstrakte Allge-

meinheit einer Reflexion, der gegenüber die Götter erblaßten. Im Norden gingen sie kämpfend unter, aber sie überlebten ihren Untergang. Das Christenthum mußte selbst lange das Kleid der alten Mythe tragen; nicht bloß der Kampf, der Rolf-Krake's und seiner Helden Untergang verherrlichte, durch das Biarka-Mal verewigt; nicht bloß die Braballaschlacht, auch Olaf Tryggvasons Seeschlacht bei Svolder, auch Olaf des Heiligen Kampf und Niederlage bei Stickleſtad waren wahre Valhallschlachten. Der Erste, als er sich in das Meer stürzte, schien mehr Odins herrlichen Saal, als den christlichen Himmel zu suchen; und bei Stickleſtad, wo die Schlacht den gewissen Untergang des Heidenthums entschied, wo die siegenden Heiden die religiös Unterliegenden waren, und Olafs wildeste Feinde die ersten, welche ihn als einen Heiligen anerkannten, erwachte man am Morgen, zur bedenklichen Schlacht für das Christenthum sich ermunternd, nicht durch andächtige Gebete und christliche Lieder, sondern durch das Biarka-Mal.

Olaf der Heilige vertrat fast ein Jahrhundert lang die Stelle des Thor.

Aber die Entwickelung, die innerlich die Mythe reif machte zum Untergang und Verjüngung, gestaltete sich in stiller Einsamkeit als Dichtung, und auch hier wurden die Götter zwar zurückgedrängt, aber sie

lebten in der Dichtung beim Volke fort; ein nicht zu verdrängendes Element des Daseins bis auf den heutigen Tag. Schließen will ich diese Andeutungen, indem ich die, wenn auch schwachen Spuren innerer Entwickelungsstufen nachzuweisen suche.

Man darf diese nicht abhängig machen von dem äußern Umstand einer frühern oder spätern Darstellung, die etwas durchaus Zufälliges genannt werden muß. In Island ward die Mythe reif zu ihrem Untergange, innerlich angeregt durch eine religiöse Richtung, die bei den Druiden, wie später bei den unabhängigen Christen Irlands, das verhüllte Mysterium persönlicher Freiheit in der Hingebung festzuhalten suchte. Die Druiden setzten dem Christenthume fast keine Hindernisse entgegen. Durch Julius Cäsar wissen wir, wie tiefe geheimnisvolle Forschungen die Druiden auszeichneten. Diese Forschungen dauerten im Christenthume fort, und die geistige Wirkung tiefer Studien von Irland aus nach dem Festlande hinein ist bekannt. Hier entstand Pelagius, und nach ihm Johannes Scotus Erigena, der Tiefsinnigste unter Allen.

Jenes sittliche Mysterium im Glauben wie in Mythen verhüllt, das Geheimnis der unsterblichen sittlichen Freiheit, die Wiederkehr des Baldur, wird klar ausgesprochen in Völuspa. Es wird angedeutet

in dem Hyndlu-Lied. „Wenige, sagt dieses Gedicht, vermögen es, weiter zu reichen als bis auf Odin; den, der über ihm steht, wage ich nicht zu nennen." Endlich als ein noch völlig unaufgeschlossenes Geheimnis wird es von dem Jötun Vafthrudnir bezeichnet, und in Hervarar-Saga wiederholt; denn wer kann daran zweifeln, daß das Wort, welches Odin dem sterbenden Baldur ins Ohr flüsterte, jenes Geheimnis enthielt. Der Jötun, der es nicht errieth, fand den Tod, nach der Götter-Sage, wie der König unter den nämlichen Umständen in der Helden-Sage.

Gutachten

über das

System des öffentlichen Unterrichts,

mit besonderer Beziehung

auf die Akademie zu Soroe,

erstattet an S. M. den König von Dänemark.

(Ursprünglich in dänischer Sprache geschrieben 1845.)





Betrachten wir die Entwickelungsstufe, auf welcher unsere gegenwärtige Zeit im Allgemeinen sich befindet, und deren Verhältnis zu der, beständig tieferen, gründlicheren, in einem fast bedenklichen Detail sich entwickelnden Gelehrsamkeit, so muß man gestehen, daß dieses Verhältnis eine sehr verwickelte Wendung genommen hat, in unserer, fast in allen Richtungen verwirrten und gährenden Zeit. Die geschichtliche Epoche, in welcher der Geist der Zeit fast ausschließend auf Griechenland und Rom gerichtet war, und sich mehr mit den, schon in einer vergangenen Zeit gelösten Problemen als mit den gegenwärtigen, eigenen bewegte, ist im Begriff zu verschwinden, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, sie fest zu halten. Denn eine Zukunft, die in ihrer Entwickelung sich bl[illegible] den Aufgaben der Gegenwart nährt, hat all das bevorstehende Unglück, welches drohend die Staaten und

deren Innerstes verwirrt, hervorgerufen. Ich halte es daher für höchst wichtig, daß alle Beamten des Staates den Kern der vergangenen geschichtlichen Zeit, als deren stehendes Heer, bilden; daß von ihnen, wie bisher, eine gelehrte Bildung gefordert wird. Und das aus einem doppelten Grunde; denn dies macht nicht allein den festen Stamm einer ruhigen Entwickelung aus, sondern es schließt zugleich durch die Proben, die gefordert werden, eine jede willkürliche Gunst und deren schädlichen Einfluß aus. Wenigstens müssen die Gränzen für die Anstellung von ungelehrten Beamten, die weniger bedeutende Aemter besetzen können, sehr genau bestimmt werden. Indessen wächst die Macht, welche die eigenen Probleme der gegenwärtigen Zeit ausüben, in einem so hohen Grade, daß sie Anerkennung fordert, aber zugleich eine genaue Untersuchung der Stelle, die sie einnehmen darf und muß. In den mächtigsten und am meisten ausgebildeten europäischen Staaten ist dieses Problem schwer zu lösen. Wir wollen uns nicht in die Entwickelung der Schwierigkeiten einlassen, die unter verschiedenen Verhältnissen in den verschiedenen Staaten hervortreten, so lehrreich eine solche Entwickelung auch sein würde. Aber darauf [illegible] wir die Aufmerksamkeit hin wenden, daß durch einen seltenen glücklichen Zufall Dänemark im Besitze der Mittel ist, diese schwierige Aufgabe zu lö-

sen, welche im Verhältnisse zu dem Umfange des Staates, sehr bedeutend sind und die kein andrer Staat sich rühmen kann zu besitzen.

Es ist nicht zu leugnen, die Herrschaft, welche die Philologie in einer Hinsicht über die Schulen ausübt, ist schädlich, sie unterdrückt einen sichern, sinnlichen Beobachtungsgeist, den unsere Zeit zu nähren und zu entwickeln geschaffen ist; und der Kampf, der nothwendig dadurch entstehen mußte, hat den heftigen Streit zwischen den Humanisten und Realisten hervorgerufen. Das Unglück bei diesem Streit ist, daß die Parteien einander nicht verstehen; eine Aussicht zu einem endlichen Frieden sehe ich wenigstens nicht. Man muß unter den Streitenden leben, um einzusehen, wie schwach die Hoffnung ist, die ein gegenseitiges Verständnis verheißen kann. Eine jede Partei sieht die Beschäftigung der andern für ein feindliches Element an, und die völlige Unwissenheit der Humanisten, wenn die Rede ist von einer praktischen Wissenschaft, ist, wenigstens in Deutschland, noch größer, als die der praktischen Lehrer, wenn von der Philologie die Rede ist. Ein philologischer Lehrer schämt sich nicht zu gestehen, daß er nicht weiß, wovon die R[illegible] wenn man Sauerstoff nennt: aber ein einiger[illegible] gebildeter Chemiker würde kaum gestehen, daß er nicht

im Stande wäre, mensa zu decliniren. Und doch sind beide Fälle einander vollkommen gleich.

In Preußen, wo die Richtungen der Zeit sich besonders lebendig bewegen, hat man vergebens allerhand Versuche angestellt. Man hat ein großes Gymnasium in Berlin dazu bestimmt, die einander widerstreitenden Richtungen zu verbinden. Der Grund, weshalb dieser Versuch mißglückte, liegt darin, daß die Philologie keine von den Forderungen, in deren Besitz sie durch die lange geschichtliche Entwickelung war, aufgab. Eben so wenig glückte ein andrer Versuch, eine praktische Schule mit einer gelehrten parallel gehen zu lassen, unter einer gemeinschaftlichen Verwaltung. Der Leitende mußte nach der herrschenden Ansicht ein Philolog sein. In Dänemark ist es möglich einen Versuch im Großen anzustellen; denn nur eine praktische Universität, die sich unabhängig von der gelehrten ausbildet, kann entscheidende Resultate versprechen. Bürgerschulen, technische Schulen können hier eine heilsame Vorbereitung bilden. Wenn ich nun wage diese wichtige Aufgabe zu behandeln, so bin ich wohl nicht im Stande, den Gegenstand so zu behandeln, daß meine Arbeit nützliche und anwendbare Vorschläge enthielte, die unmittelbar ausgeführt werden könnten. Solche Vorschläge müssen von gegebenen bestimmten Verhältnissen ausgehen, die mir

unbekannt sind. Ohnehin bietet in dieser Hinsicht der herrschende Geist bedeutende Hindernisse, die sehr schwer zu überwinden sind. Ein jeder solcher Vorschlag würde eine heftige und keineswegs wohlmeinende Opposition hervorrufen, die, anstatt die Sache zu befördern, sie hemmen und verwirren würde. Meine Absicht ist daher nur, den Hauptgedanken hervorzuheben, der nach meiner unvorgreiflichen Meinung ein solches Unternehmen leiten muß.

Die Schulen, welche zu einer solchen Universität vorbereiten sollen, können nun auf keine Weise die Einseitigkeit der gelehrten Schulen theilen. Sie sind nämlich dazu berufen die verschiedensten Talente zum Bewußtsein zu bringen. Bisher herrschte überwiegend die Meinung, die mannigfaltigsten Talente könnten ohne Schaden sich ausschließend mit allgemeinen, abstracten Principien beschäftigen, bis zu einem bestimmten Alter, was sich wohl dem Jünglingsalter nähern dürfe. Dieser Irrthum ist mit jenem zu vergleichen, in welchen die falsche Aufklärung verfällt, wenn man behauptet, daß das christliche Glaubensbekenntnis erst dem Jüngling ein Gegenstand des Nachdenkens werden, und als ein Resultat dieses Nachdenkens betrachtet werden müsse.

Man kann, müssen wir behaupten, nicht früh genug mit der Untersuchung anfangen, die uns mit

den Neigungen des Kindes bekannt macht, und uns seine stillen Wünsche und eigenthümlichen Beschäftigungen kennen lehrt. Dies ist eine der wichtigsten, aber zugleich schwierigsten Aufgaben der Erziehung, und man darf mit Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß die geistige Bedeutung, und mit dieser, die lebenskräftige, gesunde und geschichtlich mächtige Entwickelung genau zusammenhängt mit dem wachsenden Sinne bei dem Volke, der die verschiedenen geistigen Kräfte in ihrem ersten, keimenden Ursprung unterscheidet und erkennt, und sie zugleich auf eine zweckmäßige Weise pflegt. Man sagt wohl, das wahre Talent bahne sich selbst einen Weg; aber diese Behauptung ist doch nur im Stande, uns der größten Schwierigkeit unsrer wichtigen Aufgabe näher zu bringen. Wir gerathen dadurch in den Kreis, in dem ein jedes tiefere Unternehmen eingeschlossen ist, und der sich auf keine Weise auflösen läßt. Wir sind nämlich genöthigt, das Ziel, dem wir nachstreben, als erreicht anzunehmen. Der Sinn, der die Eigenthümlichkeit des Kindes erkennt, sie nährt und pflegt, setzt eine reife Entwickelung der eigenen voraus, und wo diese stattfindet, scheint die Aufgabe, die uns beschäftigt, gel[illegible] Es ist leider gewiß, daß dieser glückliche Sinn in unseren Tagen sehr selten ist. Die Wenigsten sehen ein, daß in einem jeden Kinde etwas Gött=

liches liegt, daß Gott eine Absicht von eigenthümlicher Art, die erreicht werden soll, mit einem jeden Menschen hat. Die größte und gefährlichste Verirrung ist gerade die, daß wir unsere Absichten zu erreichen suchen, willkürlich berechnet nach unseren sinnlichen Begriffen von Glück und künftigem Wohlstande; daß wir, fast immer von diesem beschränkenden Gesichtspunkte bestimmt, die Entwickelung des Kindes irre leiten, und einen innern, nicht bloß für das Erkennen, sondern auch für die Sittlichkeit und Religiosität gefährlichen Widerspruch in die Seele des Kindes bringen. Dieser Kreis kann nicht gelöst werden, und ertheilt der Aufgabe ein wahrhaft religiöses Gepräge. Der Sinn, welcher nicht entwickelt ist, und doch vorausgesetzt werden muß, wächst, wenn wir uns von einer göttlichen Macht, welche die Geschichte leitet, unterstützt glauben, und zugestehen, daß wir ohne diese nichts vermögen. Es ist wahr, daß das von Gott auserwählte Talent alle Schwierigkeiten überwindet und sich Wege in der Geschichte bahnt, die Keiner ahnet und die in ihrer tiefen Bedeutung nicht als Resultate eines menschlich ausgedachten Erziehungsplanes angesehen werden dürfen. Aber darum müssen wir nicht das Unglück übersehen, welches ganze Zeiträume in der Geschichte der Nationen verdunkelt. Diese traurigen Epochen haben nicht durch die Seltenheit der

Talente stattgefunden, aber ohne allen Zweifel durch den herrschenden, einseitigen Geist, der sie irre leitete und unterdrückte.

Wohl ist ein allgemeines und für alle Kinder gemeinschaftliches Princip die erste und nothwendigste Aufgabe der Erziehung; dieses Princip hat eine doppelte Richtung: es führt uns auf der einen Seite zur Erkenntnis der strengen, gebietenden, unwiderstehlichen Nothwendigkeit der Natur; und auf der anderen Seite zur eigenen Freiheit des Geistes; jene schließt das Eigenthümliche aus, welches diese nährt. Das ist eine der größten und gefährlichsten Verirrungen, die stattfindet, wenn eine geistige Erziehung sich von den allzu weitläufigen Umwegen der Gelehrsamkeit lossagt; daß man glaubt, da weniger strenge zu Werke gehen zu können.

Was die Grammatik für die Sprachen, und durch diese für die Geschichte ist, das ist die Mathematik für die unveränderliche Gesetzmäßigkeit der Natur; man muß sie die Grammatik der Natur, aber zugleich deren consequenteste Logik nennen. Man sagt wohl, daß man die scharfe Abstraction nicht von den Kindern fordern dürfe; daß die Mathematik, wie man sich auszudrücken pflegt, viel zu trocken sei; daß sie die Phantasie und das freie Poetische ertödte. Man hat Unrecht. Wohl schließt der mathematische Unterricht

die Poesie aus, aber diese verschwindet nie, wenn sie nicht durch die eigenthümliche Natur ausgeschlossen ist, wo keine Unterrichtsmethode sie zu erwecken vermag. Es giebt auch Kinder, denen man vergebens mathematische Begriffe beizubringen sucht. Meine Darstellung eines solchen Gegensatzes von zwei verschiedenen Menschenklassen darf indessen nur relativ verstanden werden. Eine fortschreitende Zeit, die das Glück hätte, sie in ihrer Verschiedenheit zu erkennen, würde gewiß auch einsehen, daß sie verwandt sind; daß die mathematische Anschauung eben so wenig ganz fehlt bei der einen Klasse, wie die Poesie bei der andern. Hier liegt der Fehler in der Unterrichtsmethode. Im Allgemeinen fängt man mit der Arithmetik an, und diese wird auf die mechanischte Weise, die durchaus nicht dazu dient das Nachdenken des Kindes zu erwecken, beigebracht.

Pascal, als sein Vater irriger Weise glaubte den mathematischen Unterricht ausschließen zu müssen, entdeckte auf seine eigene Hand die ersten Elemente der Geometrie; und diese liegt vorzüglich in der Seele des Kindes verborgen, obgleich nur ein Pascal sie ohne alle Anleitung zu entwickeln vermag. Man muß den mathematischen Unterricht mit der Geometrie beginnen, denn diese allein nährt das eigene Nachdenken. Es muß wohl zugestanden werden, daß das Kind sich

unwillig und mit Zwang dazu bringen läßt, sich damit zu beschäftigen; aber grade dieser erste Zwang, dies gebietende Princip beweist, daß man auf dem rechten Wege ist, und hat selbst eine sittliche Bedeutung. Ist dieser Zwang überwunden, und dadurch bewiesen, daß der Unterricht seinen rechten Anfang genommen hat, so hat die Geometrie (dem Kinde sorgfältig beigebracht) etwas wahrhaft Anziehendes. Es kömmt nur darauf an, daß man nicht eher weiter geht, als bis man überzeugt ist, daß das Kind die Lösung der vorhergehenden Probleme vollkommen in seiner Gewalt hat. Eine jede erworbene Fertigkeit erweckt Lust; eine jede klare Einsicht fordert Entwickelung. Bleibt eine Unklarheit in des Kindes Seele zurück, so wächst diese in stätiger Progression, und es entsteht nothwendig ein immer zunehmender Widerwille, der auf keine Weise ein ursprünglicher genannt werden darf, sondern durch den schlechten Unterricht hervorgebracht ist. Ist das Kind daran gewöhnt, das strenge Gesetz einzusehen, welches mit exacter Nothwendigkeit ein vorangehendes Problem mit dem nachfolgenden in der Geometrie verbindet, so wird die Lust erweckt, dieselbe nothwendige Folge in der Arithmetik zu erkennen. Aber ich bin überzeugt, daß dieser mathematische Unterricht, schreitet er einigermaßen glücklich vorwärts, sobald als möglich mit dem Un-

terricht in den ersten, streng mathematischen Elementen der mechanischen Physik verbunden werden muß. Nicht das Schwankende, Unsichere, in bloßen Hypothesen Verborgene, soll vorgetragen werden, wenn dies auch eine oberflächliche Neugierde erweckt. Ich spreche nicht ohne eigene Erfahrung. Es quälte mich, wenn ich so oft bei Prüfungen entdeckte, daß die Studirenden die bestimmtesten Fragen selten auf eine sichere und bestimmte Weise beantworteten. Nun habe ich mit einigen Kindern meiner Freunde, in einem Alter von acht bis zwölf Jahren, einen Versuch angestellt. Ich behandelte mit ihnen die Elemente der mechanischen Physik in Verbindung mit der Mathematik; dann die Gesetze des Magnetismus, der Electricität und des Galvanismus, in so fern diese sich klar, bestimmt und ohne zu große Verwickelung, besonders ohne Hülfe von Hypothesen, darstellen lassen. Ich begleitete eine jede Entwickelung mit Versuchen, und ging keinen Schritt weiter, ehe ich mich überzeugt hatte, daß die Kinder durch eine wiederholte Anschauung im sichern Besitz der Gesetzmäßigkeit waren, die in Allem herrschte, was sie gesehen hatten. Mich überraschte das Interesse, welches diese erweckte. Ich hielt mich lange bei einem jeden deutlich ausgesprochenen, aber auch zugleich angeschauten Gesetz auf, und überzeugte mich, daß eine öftere Wiederholung den Kindern keinesweges

langweilig war. Die Ursache ist einleuchtend. Das erkannte und mit Bewußtsein beherrschte Gesetz wird wie eine erworbene Fertigkeit angesehen und als eine solche benutzt. Die Kinder, wenigstens einige unter ihnen, die aufgeweckte Köpfe waren, fanden selbst andere Combinationen, als die vorgetragenen, auf, und lernten consequent anschauen, wie wenn man aus bekannten Verhältnissen sichere Schlüsse zieht und folgerecht denkt. Die wichtigste Folge eines solchen Unterrichts ist die, daß die Kinder sich klar und exact ausdrücken lernen.

Aber die allgemeine, für Alle auf gleiche Weise geltende Richtung des Unterrichts ist diejenige, die den Geist frei machen und ihm eine freie Aussicht über den Staat und das Leben öffnen soll. Man darf nicht annehmen, daß derjenige, der leben und sich für die gegenwärtige Zeit ausbilden soll, auf einer niedrigern Stufe stehe, als der Gelehrte, der sich mit großen, bedeutungsvollen, geschichtlichen Erinnerungen nährt. Einseitigkeit hemmt und beschränkt beide. Daher muß die Jugend in den Realschulen nicht ganz von der vergangenen Zeit losgerissen werden; das Kind muß so viel von der lateinischen Sprache lernen, als hinreichend ist einen leichten Autor lesen und verstehen zu können. Zwar muß der Unterricht in der alten Sprache ihm nicht zu viel Zeit rauben; aber was vorgetragen wird, muß bestimmt und der Unterricht

eben so streng als der mathematische sein. Es ist besonders wichtig, daß der Unterricht nie auf eine spielende Weise statt finde. Alles Unbestimmte und Unklare kostet Zeit und bringt keinen Nutzen. Die lebenden Sprachen, deutsch, französisch und englisch, prägen sich am besten durch den Gebrauch ein, und es ist nicht rathsam, zu viel Zeit auf einen weitläufigen, grammatikalischen Unterricht zu verwenden. Wird die Grammatik der lateinischen Sprache in der nothwendigen Bestimmtheit mitgetheilt, so ist dies hinreichend, um dem Kinde einen so umfassenden Begriff von der Grammatik zu verschaffen, als ihm nöthig ist. Aber was man besonders zu erreichen suchen muß, ist: dem Kinde eine vollkommene Fertigkeit beizubringen, alle die, sowohl griechischen, als lateinischen Wörter, die ein Bürgerrecht in der europäischen Wissenschaftlichkeit erworben haben, aufzufassen. Diese Fertigkeit wird mehr oder weniger umfassend erstrebt, mit Rücksicht auf die eigenthümliche Beschäftigung, welche des Kindes künftige Bestimmung ausmachen soll. Aber die fremden Wörter, die man von einem jeden gebildeten Menschen fordert, muß das Kind, wenn es sie hört oder liest, genau kennen, richtig verstehen und richtig brauchen, wenn es sich derselben bedient. Wohl kann man es ein Verdienst nennen, die eigene Sprache auszubilden, selbst für

eine jede Wissenschaft: aber soll die Vorbereitungsschule zu einer wirklich realen Hochschule führen, so ist die Absicht, nicht die Nationalität zu hemmen, sondern zu veredeln, indem man der Jugend einen freien, selbstproductiven Zugang zu der europäischen, geistigen Entwickelung in ihrem ganzen Umfange öffnet. Was nun die andere Richtung, auf die geistige Entwickelung des freien Geistes betrifft, so ist meine Ueberzeugung, daß diese besonders ästhetisch sein muß. Das Wichtigste ist, daß das Kind nichts liest, was nicht hinsichtlich der Sprache zu dem Vorzüglichsten gehört. Die meisten Kinderschriften halte ich in dieser Hinsicht für schädlich. Die Verfasser glauben fast immer, daß man wie ein Kind schreiben müsse, wenn man für Kinder schreibt. Fast alle Kinderschriften stammen aus der unglücklichen Erziehungsepoche, als Basedow und seine Nachfolger Deutschland und auch unser Vaterland beherrschten. Besonders halte ich diejenigen Schriften, welche die vortrefflichen Kinder schildern, wenige ausgenommen, auch in sittlicher Hinsicht für gefährlich. Die Grundlage für den Unterricht ist, wie ich voraussetze, rein christlich-religiös. Die Religion muß als der Grund für die frühesten Keime der Entwickelung angesehen werden; sie muß die einzige, ewige Quelle sowohl des Glaubens, als der Liebe und aller Sittlichkeit sein. Aber sie hemmt

nichts geistig Vorzügliches; sie hebt, sie veredelt den Geist in einer jeden Richtung. Die christliche Liebe reinigt und pflegt das Erkennen sowohl als die Sittlichkeit, die Vernunft sowohl als das Gewissen. Die reine Selbstliebe des Erkennens wird von dem Christenthume gefordert und darf nie getadelt werden. Christus sagt: „Du sollst Gott über Alles lieben und den Nächsten als dich selbst.“ Wir dürfen, ja wir sollen unsern Nächsten hassen, aber nur, wie wir uns selbst hassen; wir sollen uns selbst lieben, aber nur wie wir unsern Nächsten lieben. Doch ich wende mich von dem tiefsten Mittelpunkte dieser Aufgabe ab; ich darf hoffen, daß man den bei mir voraussetzt, und mich daher nicht mißverstehen wird, wenn ich fordere, daß die Poesie die Grundlage für die freie Aufgabe des Geistes in den Realschulen bilden soll, wie die Philosophie in den eigentlich gelehrten. Die Mathematik, wenn sie streng und klar mitgetheilt wird, kann die praktische Entwickelung der Logik genannt werden; und die Logik selbst muß bloß sehr kurz und in ihren allerersten Elementen vorgetragen werden. Sie soll nur das denkende Kind zum Nachdenken über die Gesetzmäßigkeit seines eigenen Denkens bringen. Wenige Stunden, richtig gewählt, sind vollkommen hinlänglich, dieses zu erreichen.

Wenn ich die Poesie als Grundlage für die freie

Ausbildung fordere, so geschieht dies, weil ich behaupte, daß es höchst wichtig ist, daß alles Barbarische, Rohe und Unfertige, so viel als möglich entfernt werde. Nichts darf das Kind vornehmen, nichts darf sich in den freudigen Gang der Entwicklung eindrängen, was sich nicht, entweder durch logische Strenge und Klarheit, oder durch edle, tiefsinnige und meisterhafte Darstellung auszeichnet.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Geringe, Gemeine und Häßliche näher mit des Kindes Geist verwandt sei, als das Tiefe, Edle und Schöne. Wie in einem wohl geordneten Familienkreis Ordnung und Reinlichkeit auch den Kindern zur Gewohnheit wird, so muß die edle Sprache und der geistige Inhalt eine instinktartige Forderung des Kindes werden. Wohl behält es desungeachtet eine Neigung sich gehen zu lassen; das reinlichste Kind, sich in den Schmutz zu wälzen: aber die edlere Gewohnheit überwindet diese schädliche Neigung. Nichts trägt, sowohl bei Erwachsenen, als bei Kindern, soviel zur Verwirrung unserer Zeit bei, als das unglückliche, überhandnehmende Lesen. Wir gewöhnen uns daran, das Gemeine zu dulden, ja wir fordern es zuletzt. Ich will keineswegs die wohlmeinenden Vereine tadeln, die nützliche Schriften und das Lesen derselben im Volke zu verbreiten suchen; aber die Wahl

solcher Schriften fordert viel Ueberlegung und Vorsicht. Gut gewählte Bücher können dazu dienen, das Nachdenken der, in geselliger Hinsicht ungünstig gestellten Familien zu wecken, und so, wie in vieler Hinsicht, auch für unser Vorhaben sehr wichtig sein. Aber ein Mäßigkeitsverein ist nicht weniger wichtig, wenn es gilt das lose, mannigfache Lesen zu hemmen, als wenn man den schrecklichen Genuß des Brandweins abzustellen sucht; beides wirkt in der That auf gleiche Weise.

Ich setze voraus, daß der Unterricht nicht die ganze Zeit des Kindes in Anspruch nimmt; was es lernt, muß es selbst auf eine eigenthümliche und freie Weise behandeln. Nichts ist wichtiger, als auf die Spiele des Kindes zu achten; je zweckmäßiger und strenger der Unterricht, je reiner die sittliche Erziehung ist, desto wichtiger und bedeutungsvoller werden die Freistunden des Kindes sein. Gelingt es, das Interesse desselben für das was es lernt, zu wecken, so tritt dies auch in seine Spiele hinein; die freie Phantasie behandelt das Erworbene frei, und nichts ist mehr geeignet, des Kindes Eigenthümlichkeit zu entdecken, als die Art wie es spielend das behandelt, was es gelernt hat. Das eigentlich ursprüngliche Talent lernt man so kennen, und das bedeutungsvollste Kind, von

der Vorsehung bestimmt sich auszuzeichnen, entdeckt man nur auf diese Weise.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Tiefste, Edelste dem Kinde unzugänglich sei; ist es erst durch das Geschwätz der Kinderschriften verdorben, so behält man wohl Recht. Aber wie die tiefste Religiosität, ohne eigentlich verstanden zu werden, dennoch die ganze Seele des Kindes erfüllt und einnimmt und einen Keim für die ganze Entwicklung bildet: so wird der Sinn für das Tiefste genährt, wenn es dem Kinde geboten wird. Es versteht zwar das Bedeutungsvolle einer geistreichen Schrift nicht, aber es hat eine Ahnung davon. Und dasjenige Kind, welches in einer edlen Sprache auferzogen ist, kann einen wahren Widerwillen empfinden, wenn es das Gemeine und Geringe hört.

Wir haben ausgezeichnete Gedichte in der Muttersprache von Ewald; wir besitzen Oehlenschläger, der glücklicherweise bei der reichen Phantasie und der edlen Sprache eine unüberwindliche und liebenswürdige Kindlichkeit besitzt, welche die herrschende und kalte Reflexion der Zeit nicht zu zerstören vermochte. Ahnet nur das Kind erst das Höchste, so wird es, wenn man es ihm frühe beibringt, ein wesentlicher Theil seines innersten Lebens; und die einzige Schwierigkeit, mit der man zu kämpfen hat, und die nur durch eine

geschichtliche Entwickelung allmählig überwunden werden kann, ist die, welche durch die Art, wie die Lehrer die edelsten Geister commentiren, entsteht. Diese wird ohne Zweifel eine lange Zeit an die Stelle der Kinderschriften treten, die man von dem Unterrichte auszuschließen sucht.

Es versteht sich von selbst, daß die lebenden Sprachen, besonders deutsch, französisch, englisch, ein Hauptgegenstand des Unterrichtes sind. Aber nur das Vollendetste und Edelste muß dem Kinde geboten werden. Die deutsche Sprache liegt uns in dieser Hinsicht am nächsten, und kann dem Kinde leicht verständlich werden. Schon wenn es durch diese Sprache mit einiger Leichtigkeit die vorzüglichsten Schriften lesen lernt, wird ohne Zweifel die Einseitigkeit, welche nothwendig entsteht, wenn es sich nur in seiner Muttersprache bewegt, überwunden werden. Die Nationalität wird in ihrem Wesen gestärkt, nicht aufgehoben, aber veredelt werden. Je mehr allgemeine europäische Elemente in den Unterricht hineintreten, desto bedeutungsvoller wird die Nationalität, desto reicher und geistig beweglicher in einer jeden Richtung. Man nähert sich dem idealen Ziele der Erziehung, wenn das Kind sich unmittelbar mit Tieck, Göthe und Shakespeare beschäftigen kann. Eine großartige Anschauung des Lebens liegt

dem Kinde eben so nah, als die kleinliche, die sich doch nie vollkommen verdrängen läßt. Das so erzogene Kind besitzt nun entweder ein bedeutendes Talent, oder dieses tritt nicht bestimmt hervor. Das Kind muß mehr oder weniger zur Masse des Volkes gerechnet werden, mit der es doch immer ordnend und organisch, entwickelnd, nicht störend, sich für die Zukunft bewegen soll. Aber vor Allem kömmt es in diesen Schulen darauf an, die ausgezeichneten Talente zu entdecken, zu pflegen und zu nähren. Die Principien der allgemeinen Erziehung vermögen nur das Talent in einen fruchtbaren Boden zu pflanzen: ein Talent zu schaffen vermag keine Erziehung, auch nicht die beste; es muß entdeckt, vorausgesetzt werden.

Ich bin so weitläufig mit dem Entwickeln der Principien der Erziehung und dem Zwecke der Vorbereitungsschulen gewesen. Ich kann mich nun kürzer fassen, indem ich die Einrichtung der höheren Schulen entwickele; diese liegt in Wahrheit in der früheren Erziehung, und ist durch jene bestimmt.

Ich setze natürlich voraus, daß, wenn das Talent und die Neigung des Kindes entdeckt und erkannt ist, dieses so früh als möglich in den Stand gesetzt wird, sich praktisch die Fertigkeiten zu erwerben, die erforderlich sind, wenn die Ausbildung des Ta-

lentes gelingen soll. So muß schon die Schule eine mannigfaltig praktische Richtung nehmen, und es ist ein gefährlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß ein Kind, welches bestimmt ist ein praktisches Leben zu führen, in einer bestimmten Richtung, ohne in der Entwickelung gehemmt zu werden, sein siebenzehntes oder achtzehntes Jahr erreichen darf bei der bloßen Beschäftigung mit Gegenständen des allgemeinen Erkennens. Der gesunde Keim wird dadurch in seiner Entwickelung unterdrückt; das Kind wird zum bloßen Denken aufgefordert, obgleich es bestimmt ist, sich handelnd und praktisch zu entwickeln. Es verliert nicht selten die Fähigkeit sich Fertigkeiten zu erwerben, die es mit instinktmäßiger Sicherheit entwickeln würde wenn sie früh in Bewegung gesetzt wären.

Der so vorbereitete Jüngling unterwirft sich einer Prüfung und wird, wenn man ihn für reif hält, für die Hochschule bestimmt.

Wohl ist dies das Ziel der Erziehung; aber dennoch muß das ganze Unternehmen hier seinen Anfang finden. Die künftige Einrichtung der Schulen muß von der Hochschule ausgehen; ebenso die Bildung der Lehrer; und die tiefsten Principien, welche die Ausbildung der Schulen leiten müssen, können nur von einer solchen Hochschule ausgehen. Freilich muß man im Anfange viele, sowohl Lehrer, als Schüler aufneh-

men, die man nicht für reif ansehen kann. Aber ein höherer Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Gegenwart kann nur hier geweckt werden. Man muß sich nicht abschrecken lassen durch die Betrachtung, die wohl nothwendig entsteht: daß dieser höhere Sinn bei dem Beginnen des Unternehmens bei den meisten Lehrern der Universität kaum vorausgesetzt werden darf. Hier zeigt sich nun die Bedeutung des Vertrauens, welches man einer bedeutenden Persönlichkeit schuldig ist. Das ganze künftige Schicksal des Institutes hängt von der Wahl des Directors ab. Zu ihm muß man Vertrauen haben; aber er muß es auch verdienen. Keine, von mehreren, wenn auch noch so verdienten Männern, zusammengesetzte Commission, kann den Verlust eines solchen Directors ersetzen. Freilich ist es schwierig, einen solchen zu finden; er muß von der Idee des Institutes in ihrem ganzen Umfange durchdrungen sein, obwohl er einsieht, daß es, mit mancherlei Hindernissen kämpfend, wachsen muß; er muß die Lehrer, mit denen er in Verbindung tritt, zu begeistern verstehen. Diese Begeisterung muß ihn über die Schranken, die nur eine spätere Erfahrung niederzureißen vermag, erheben, und doch muß er Besonnenheit genug besitzen, um einzusehen, wie wenig im Anfange erreicht werden kann, ohne dabei den Muth zu verlieren.

Die Lehrer, die besonders bald angestellt werden müssen, und die, wenn auch nicht von Anfang an, wenn sie sich auszeichnen, durch bürgerliches Ansehen in ihrer Stellung aufgemuntert und durch ihre Einkünfte den Professoren bei der Universität gleich gestellt werden müssen, sollten vornämlich Chemie, Physik, Technik, Plastik, Malerei und Musik vortragen. Die Lehre dieser praktischen Richtungen der geschichtlichen Entwickelung zweckmäßig vorgetragen, wird dazu dienen, der bestimmten Beschäftigung eine freie, geistige Richtung zu geben. Jede von den Wissenschaften, die behandelt werden, hat in ihrer Totalität einen sehr weitläufigen, ja unbegränzten Umfang.

Der Lehrer muß die Lust unterdrücken, einen gründlichen Physiker, Chemiker, Kunsthistoriker zu bilden, und obwohl er von den allgemeinsten und strengsten Principien der Wissenschaften ausgeht, sich doch auf die Theile der Wissenschaft, die dem Jünglinge besonders nöthig sind, wenn man auf seine bestimmte Richtung Rücksicht nimmt, beschränken. Die Schwierigkeit, die sich hier zeigt, und die ohne Zweifel erst nach einer langen Erfahrung überwunden wird, ist: den rechten Mittelweg zu finden; denn obgleich der theoretische Unterricht dazu dienen soll, den Jüngling geistig zu erweitern und frei zu machen; so daß er im Stande ist mit Leichtigkeit die europäisch

geschichtliche Entwickelung seiner bestimmten Beschäftigung zu erkennen und zu verfolgen, so muß man doch vor Allem verhindern, daß nicht einseitige Theoretiker entstehen, die ihre eigenthümlichen Schranken übersehen; diese sollen in lebendige Bewegung gesetzt, aber keineswegs niedergerissen werden. Daher müssen die Vorträge des Institutes hauptsächlich praktisch sein. Chemische Vorlesungen müssen mit dem Laboratorium verbunden werden; der Jüngling muß selbst in Thätigkeit gesetzt werden; er muß selbst mit Fertigkeit analysiren und chemische Versuche anstellen. Wohl ist es nöthig, daß die Vorlesungen ihre Gegenstände mit einer gewissen wissenschaftlichen Allgemeinheit behandeln, und so Gegenstände berühren, die nicht unmittelbar den Gärber, Färber, Lackirer u. s. w. interessiren. Aber in dem Laboratorium müssen Abtheilungen stattfinden, so daß die Fertigkeit, die hier erworben wird, Rücksicht auf die eigenthümliche Richtung nimmt. Es giebt nicht leicht eine schönere Gelegenheit, das praktisch Exacte und das streng Regelmäßige in technischen Arbeiten auszubilden, als durch die Verfertigung physikalischer und astronomischer Instrumente, wenn diese die Forderungen, welche die europäische Wissenschaft in unseren Tagen macht, erfüllen sollen, und wenn unser Vaterland hierin mit England und Frankreich wetteifern soll. Ich bin über=

zeugt, daß unser Vaterland sich in dieser Hinsicht schon jetzt auszeichnet; daß Kopenhagen eine physisch-technische Schule besitzt, die sich mit den besten messen kann. Ein Verdienst, welches unser berühmter Oersted sich erworben hat und was nicht zu hoch geschätzt werden kann. Ja es scheint ein eigenes Talent zu sein, das herrschend in meinem Vaterlande ist. Aber in unserer Zeit, in welcher die mechanischen Künste einen so bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben in allen seinen sinnlichen Richtungen haben, kömmt es besonders darauf an, daß diese technische Fertigkeit immer mehr und mehr ausgebreitet wird, so daß sie den Namen einer nationalen verdient.

Wenn es so weit kömmt, daß ein jeder mechanische Handwerker weiß, was es zu bedeuten hat, einen luftdichten Hahn, eine feine Schraube, die bis zum hohen Decimale der Linien vollkommen gleichförmig in allen ihren Windungen ist, zu verfertigen; eine vollkommen exacte feine Eintheilung, nicht bloß eine lineare, sondern auch eine kreisförmige u. s. w. darzustellen: so wird man das Wichtige einer solchen Ausbildung gewahr werden, die weiter reicht, als man gewöhnlich denkt. Aber diese exacte, technische, mechanische Fertigkeit hat noch eine andere Bedeutung, die nicht übersehen werden darf. Das wahrhaft Exacte, das mit vollkommener Strenge alles Ueberflüssige aus-

schließt und das Verhältnis aller einzelnen Theile zu einander genau bestimmt, kann mit einer vollkommen klaren Definition, die mit Sicherheit den Inhalt der Begriffe bestimmt und den Irrthum ausschließt, verglichen werden. Der wahre, in der edelsten Bedeutung des Wortes, vornehme Ausdruck für die klare Bestimmtheit, die dadurch entsteht, ist Eleganz, die grade, wenn sie von der mechanischen, großen Fertigkeit ausgeht, dazu dienen wird, das gesetzmäßige und dabei schöne Verhältnis in der Architektur, in der Malerei, in der Verfertigung der Geräthschaften, selbst der geringsten, in der inneren Einrichtung des Hauses, in den Meubeln, in Allem, was uns täglich umgiebt, zu finden. Der Sinn für das Schöne, der durch das reine Auffassen der Verhältnisse entsteht, hat einen tiefen Einfluß, auch auf das sittliche Leben. Ich darf behaupten, daß es schlechte Gedanken giebt, welche durch die herrschende Eleganz, wie sie hier aufgefaßt werden muß, und wenn sie nicht absondert, sondern auf eine ächt nationale Weise alle Stände mit einander verbindet, zwar nicht ausgerottet, (das vermag nur die Religion), aber wohl gehemmt werden. In dieser Hinsicht kann das ächt Elegante mit der Reinlichkeit verglichen werden. Ein Jeder weiß, welche Menge schmutziger Gedanken durch ein schmutziges Dasein entstehen. Das Häßliche ist in Wahrheit nicht we-

niger fruchtbar als das Schöne. So wird nun der Uebergang von dem bloß Technischen, zu der eigentlichen Region des wahrhaft Schönen gebildet, und Technik und höhere Kunst reichen einander die Hand. Aus der Eleganz kann das Schöne nicht entstehen; dies muß vorausgesetzt werden und kann sich nur entwickeln, wie die sicherste Zeichnung nicht den geistigen Ausdruck iu einem menschlichen Gesichte hervorzubringen vermag. Hier tritt nun die dichterische Seite des Institutes hervor; hier werden besonders passende Lehrer gefordert; Künstler, die sich durch eine feinere, allgemein geistige Bildung auszeichnen; ausgebildete Dichter, mit Sinn für die Kunst, und bekannt mit dieser. Auch hier muß die praktische Entwickelung nicht abgebrochen werden; der junge Bildhauer, Maler, Musiker muß mit der Beschäftigung, zu der er in seiner frühesten Jugend den Grund gelegt hat, fortfahren. Aber hier entsteht zugleich eine neue Aufgabe, die von großer Wichtigkeit ist, nämlich die: das primitive Talent von dem secundären zu sondern; das letzte hat zwar auch eine primitive Bedeutung, aber nicht wo wir sie suchen. Ein Architekt kann ein plastisches Talent äußern, ohne sich deshalb wie ein künftiger Thorwaldsen zu beschäftigen; ja, ein Tischler kann als ein wahrer Künstler hervortreten, obgleich sein eigentlicher Beruf ist, Meubeln zu verfer-

tigen. Die jungen Menschen dahin zu bringen, daß sie die eigentlichen Gränzen ihres Berufes erkennen, innerhalb dieser, denselben lieben, ja sich für ihn begeistern, muß als das höchste Ziel des Institutes angesehen werden.

Ueber

die wissenschaftliche Behandlung

der

Psychologie.

(Vorgelesen in der K. Akademie der Wissenschaften 1845.)

Es ist etwas Seltsames, wenn wir die Lage der Psychologie in unseren Tagen betrachten. Seit der großen Revolution, die durch Kant veranlaßt wurde, ist sie aus der speculativen Philosophie ausgestoßen. Aber dieses so Ausgestoßene hat keineswegs seinen eigenen, innerhalb seiner Gränzen selbständigen Platz gefunden. Und dadurch ist es geschehen, daß weder die rechte Stellung dieser Wissenschaft zur Philosophie, noch ihre Behandlung als eigene Wissenschaft erkannt wird. Ist sie, kann man fragen, eine Erfahrungs-Wissenschaft? Kann man durch sinnliche Wahrnehmung etwas von der Seele erfahren? — Man sollte es glauben. Wenigstens drängt uns der Sprachgebrauch diese Ansicht auf, und wenn wir ganz im Allgemeinen von einem erfahrenen Manne reden, so bezeichnen wir in der That damit eben die psychologischen Erfahrungen, insofern diese seine Hand-

lungsweise leiten; wenn wir von naturwissenschaftlichen, religiösen, geschichtlichen u. s. w. Erfahrungen reden, so bezeichnen wir diese speciell, bestimmt, als wäre der allgemeine Grund aller Erfahrungen eben ein psychologischer. Womit beschäftigt sich nun dieses, von der Speculation Ausgeschiedene, von ihr zum Gegenstand eines tieferen Erkennens Heranreifende? — Offenbar mit Seelenerscheinungen, die sinnlich aufgefaßt und erkannt werden.

Was bringt uns dazu eine Seele anzunehmen? Warum nennen wir ein Thier beseelt, die Pflanze nicht? — Offenbar nur deshalb, weil der Faden reißt, der bestimmte Erfahrungen sinnlich mit einander verknüpft, und uns zwingt einen andern, sinnlich nicht unmittelbar wahrzunehmenden Anknüpfungspunkt zu entdecken. Diesen erkennen wir nicht, und da wir dennoch genöthigt sind ihn anzunehmen, nennen wir ihn Seele, und ihre Aeußerung in der sinnlichen Welt: Willkür. Sie tritt uns zuerst als bloße leibliche Bewegung entgegen, und bildet das einzige Mittel, um Thiere von Pflanzen zu unterscheiden. Es ist bekannt, wie die Naturforscher sich bemüht haben, sinnliche Kennzeichen zu entdecken, durch welche Thiere und Pflanzen von einander zu unterscheiden sind! Wie die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung, die Locomotivität u. s. w. Aber ein jeder

Naturforscher findet sich unmittelbar gezwungen das Ungenügende solcher Bestimmungen zu erkennen. Das erste Kennzeichen z. B. kann nur in so fern gelten, als die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung eine willkürliche Bewegung voraussetzt. Das zweite Kennzeichen kann stattfinden durch einen bloß leiblich organischen Proceß. So, wenn bei den Orchideen von den zwei neben einander stehenden Wurzel-Knollen der eine, etwa der linke, welkt, rechts ein neuer sich entwickelt, und so, nach einer Reihe von Jahren dasselbe Individuum eine ganz andere Stelle einnimmt.

Mit der Willkür der Lebensäußerung und mit dieser allein eröffnet sich also ein ganz neues Feld der Erfahrung. Aber hier zeigt sich nun eine Schwierigkeit, die unüberwindlich scheint. Denn soll eine wissenschaftliche Behandlung der Seelenäußerungen möglich sein, so muß eben das Willkürliche, durch welches wir gezwungen wurden, eine Seele anzunehmen, wieder verschwinden. Die Seelenäußerungen selbst müssen einem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen sein. Es muß klar werden, daß innerhalb der bloßen Erscheinung die Willkür niemals zur Freiheit sich zu veredeln vermag. Es muß daher etwas dem Naturzwange Aehnliches in der Psychologie hervortreten, und ihre Gesetzmäßigkeit und mit dieser ihre

einzig mögliche, wissenschaftliche Behandlung begründen. Die Psychologie als Erfahrungs-Wissenschaft ist daher ein Theil der Naturwissenschaft, und muß schlechthin als eine solche behandelt werden. Sie ist völlig deterministisch, und muß bekennen, daß ihr, eben weil ihr nur das Gesetzmäßige zugänglich ist, die gesetzgebende Gewalt, die Freiheit, verborgen bleibt. Je strenger und exacter die Verhältnisse der anorganischen Natur mathematisch aufgefaßt werden, desto tiefer verbirgt sich in dieser in sich sicheren Gesetzlichkeit der geistige Ursprung derselben. Die mathematische Physik gesteht, eben je gebietender ihre Entwickelung ist, desto unverhohlener: daß die Schwere selbst nie erkannt wird. Und das, wonach alle Geister ringen, das Erkennen des Wesens der Schwere, verwandelt sich und zwar unvermeidlich in eine Hypothese. Dennoch ist diese strenge Gesetzmäßigkeit der einzige Weg, der zum Erkennen des Wesens führt. Sie muß selbst als erkannt für die geschichtliche Entwickelung hervortreten. Der Philosoph ist kein Naturforscher, aber die Gesetzlichkeit der Natur ist, insofern sie sich geschichtlich offenbart, der einzige Boden, auf welchem eine Naturphilosophie sich entwickeln kann. Nun ist hier freilich nicht von einer todten, mechanischen, vielmehr von einer lebendigen Gesetzlichkeit die Rede, die sich erfahrungsmäßig nur als eine

Entwickelung fassen läßt. Diese aber setzt das Ganze voraus, und läßt sich nur bei solcher Voraussetzung auffassen und darstellen. So bleibt uns allerdings in der Physik der organischen Welt der Lebensproceß verborgen, wie das Wesen der Schwere in der mechanischen. Aber dieses Geheimnis, obgleich es sich hartnäckig verbirgt, muß dennoch vorausgesetzt werden. Es setzt das Ganze in einen jeden Theil der Untersuchung, und wenn nicht alle Stufen zukünftiger Entwickelung, Stamm, Blätter, Blume, Frucht der bestimmten Art erkannt werden, würde eine jede lebendige Gesetzlichkeit uns völlig unzugänglich sein, und mit dieser eine jede wissenschaftliche Behandlung der Pflanzen-Physiologie. — Kant hat dieses eingesehn; seine Ansicht blieb aber eine beschränkte, weil er eine jede organische Form als eine einzelne betrachtete, weil ihm ein universeller Typus aller Organisationen, wie er sich später der Naturwissenschaft unserer Tage immer entschiedener aufdrängte, verborgen blieb.

Wenn er sich so äußert, als wenn die organische Natur uns freilich dahin bringen müßte, eine geistige Teleologie, der schlechten, äußeren gegenüber, einen ordnenden, Alles durchdringenden Gedanken eines verständigen Wesens anzunehmen; ohne daß die Absichtlichkeit der Lebensprozesse wissenschaftlich aufgefaßt werden kann; und daher nur der Gegenstand eines bloßen, wie er sich ausdrückt,

regulativen Raisonnements; ohne ein sicheres, constitutives Erkennen begründen zu können: — so widerspricht ihm die ganze wissenschaftliche Physiologie unserer Tage. In der That ist für die Physik des Lebens eine gesetzliche Morphologie das Allumfassende. Sie bildet hier die wissenschaftliche Grundlage, wie die Gravitation in der mechanischen Physik. Es würde auf dem Standpunkte, auf welchen wir uns hier versetzt haben, völlig überflüssig sein, ausführlich auseinander zu setzen, wie das organische Leben eine Vermittelung bildet zwischen der anorganischen Welt und dem erscheinenden Seelenleben. Es ist eine häufig ausgesprochene Trivialität und liegt sehr nahe.

Wenn nun eine fortgesetzte morphologische Betrachtung eine empirische Psychologie begründen soll, so muß diese einen gesetzlichen Urtypus aller psychischen Entwickelung voraussetzen, der, wie veränderlich er auch bei den verschiedenen Individuen, und zu den verschiedenen Zeiten bei einem jeden Individuum erscheinen mag, doch etwas durchaus Zwingendes hat, und in allen erscheinenden Handlungen als solches hervortreten muß.

Freilich wenn wir diese Gesetzmäßigkeit mit unserem Gegenstande in seiner Totalität vergleichen, wenn wir die stets bewegliche, niemals rastende Seele in ihrer unendlichen, scheinbaren Willkürlichkeit, wie sie in

jedem Augenblick, oft, wie es scheint, völlig verwandelt, eine andere unendliche Tiefe aufzuschließen scheint, um sie wieder verschwinden zu lassen: — wie dürftig erscheint dann die Gesetzmäßigkeit, welche doch die ganze Wissenschaft begründen soll. Aber tritt uns nicht ein Aehnliches in der Physiologie entgegen, wenn auch nicht so ganz in dem Abgrunde der scheinbaren Willkürlichkeit versunken, wenn wir den Urtypus der Organisation mit den unendlich wechselnden organischen Formen aller Pflanzen und Thiere vergleichen? Tiefsinnige Philosophen haben geglaubt, daß die Natur in der That nur ein tändelndes Spiel mit der leise wechselnden Form der Arten triebe, und daß die nie ruhende Mühe die oft in Gattungen kaum unterscheidbaren Formen festzuhalten und zu unterscheiden, eine durchaus nutzlose und geistesleere Arbeit wäre. Ich habe diese Meinung nie theilen können; ich muß vielmehr behaupten, daß man nie eine Gattung völlig kennt, wenn man nicht alle ihre Arten mit geistiger Freiheit übersieht. Wenn ich die Behandlung der sogenannten Naturgeschichte, und mit dieser die innig verbundene comparative Anatomie und Physiologie betrachte, dann erkenne ich hier ein neu erwachtes Organ einer bedeutungsvollen Zukunft. Was die Forscher natürliche Familien nennen, in welchen sich die Gattungen gruppiren, wird zwar noch oft genug durch einzelne

Kennzeichen künstlich aus einander gehalten, wodurch sie sich unter einander verwirren. Auch muß man gestehen, daß dieses genaue Festhalten an scheinbaren Einzelnheiten, obgleich es von dem eigentlichen Ziele abzuführen scheint, dennoch als eine durchaus nothwendige Vorübung betrachtet werden muß. Denn eben der Vereinzelung gegenüber drängt sich die Verwandtschaft und die Totalität auf. Wer kann die Geschichte der immer klarern Entwicklung der natürlichen Familien in unseren Tagen verfolgen, ohne diese organisirende Gewalt der sich hervordrängenden Einheit, durch welche eine jede Familie sich als ein Organ einer größern mehr umfassenden Organisation darstellen will, zu erkennen? — Es liegt etwas wahrhaft Erhabenes in dieser langsamen, genauen Forschung, in diesem geschichtlichen Muthe, mit welchem man sich mit der Untersuchung des scheinbar Einzelnen abgiebt, während ein geistig Umfassenderes den bedeutenderen Forschern vorschwebt, viele aber bewußtlos leitet. Je reiner die Familien sich ordnen, alle verwandten, nicht bloß äußerlich, sondern innerlich mit einander verbundenen Gattungen vereinigen, desto klarer treten diese hervor. Mag es wahr sein, daß die Bestimmung der Arten (Species) noch immer eine schwankende sei; — aber eben darin liegt ihre höher Bedeutung: — nur wenn uns die Gattung klar ge-

worden ist, wird uns auch die Art verständlich sein. Vergleichen wir die Behandlung der Arten in der gegenwärtigen Zeit mit der frühern, der Linneischen, da kann man nicht leugnen, daß sie mit einer größern geistigen Freiheit behandelt werden; daß man in einer jeden Modification der Form eine tiefer gehende Bestimmung der Gattung erkennt. Und wie langsam und durch eine Unzahl mühseliger Untersuchungen auch dasjenige fortschreitet, was wir nicht einem Einzelnen, sondern der Geschichte der Wissenschaft im Großen zuschreiben müssen: so sehen wir doch einer Zeit entgegen, in welcher wir die unscheinbarsten Modificationen der nahen verwandten Formen mit geistiger Freiheit übersehen, wie die Worte in der Rede, wie die Töne in der Musik, eben in ihrer bestimmten Art beherrschen und fordern müssen.

Wie nun, getragen von einem Urtypus aller Organisationen, dieser unendliche Reichthum sich für uns aufschließt, so ordnen wir denselben für die Psychologie. Die Methode, welche wissenschaftlich gefordert wird, ist hier, wie ein Jeder aus dem Vorhergehenden einsieht, eine genetische Was man Seelenvermögen bis jetzo genannt hat, verwandelt sich nothwendig in eine bestimmte Entwickelungsstufe und wird seiner Bedeutung nach nur als solche und in ihrer Entstehung begriffen. Heben wir den Urtypus

für sich hervor, so müssen, indem wir diesen verfolgen, in einer Richtung der Betrachtung, alle erscheinenden Seelenäußerungen als sich entwickelnde Naturfunctionen begründet werden; und nur indem wir alles höhere Geistige, alles von einer geistigen Freiheit Ausgehende, als ein auf unserm Standpunkte Unerreichbares und nie zu Erkennendes mit Entschiedenheit hervorheben, vermögen wir eine empirische Psychologie, d. h. eine Psychologie als Erfahrungswissenschaft zu begründen. Alles, selbst das scheinbar Höchste, tritt so als ein Nothwendiges, Gegebenes hervor; selbst Verstand, Vorstellung, Denken in seiner Gesetzmäßigkeit, Phantasie, Wille in seiner, doch nur scheinbaren Freiheit. Ebenso wie in der Physiologie uns die Quelle aller Lebensprocesse verborgen bleibt und bleiben muß. — Eben dadurch wird die empirische Psychologie eine höchst wichtige Wissenschaft, ja, eine durchaus nothwendige, die aller höheren Betrachtung zum Grunde liegen und sie begründen muß. Wir können nicht leugnen, daß Etwas was der Erfahrene Natur nennt, uns bis in das Innerste unsers Daseins durchdringt, und völlig beherrscht; — Alles, selbst das Bewunderungswürdigste und Höchste, durch welches Zeitalter in ihrer Herrlichkeit oder in ihrer Schwäche, Völker in ihrem Glanzpunkt oder in ihrer Versunkenheit, jede Persönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit, Stärke

oder Schwäche, erscheinen, sind ganz und gar dieser Nothwendigkeit unterworfen. Je genauer man sie kennt, desto grauenhafter erscheint sie uns; ja, es galt wohl für eine Ruchlosigkeit, sie entschieden ins Auge zu fassen.

Der Naturforscher kennt dieses Grauen nicht, so lange er sich mit den, scheinbar von dem Menschen getrennten Naturgegenständen beschäftigt; weil er die höchste Grenze der Betrachtung nicht erreicht hat. Hier aber drängt sich ihm ein Gesetz auf, welches ihn zu vernichten droht, und alle Freiheit in den blo-ßen Naturtrieb verwandelt. Das innere Leben, in allen seinen verschlungenen Verhältnissen, von diesem Gesetz erbarmungslos ergriffen, ist sich nicht bloß ein Räthsel, sondern völlig fremd geworden; es hat sich selber verloren, und nach allen Mühseligkeiten des genauesten und strengsten Erkennens, durch welche es sich immer entschiedener als ein innerlich Lebendiges, in sich reiches und selbstthätiges zu ergreifen sucht, findet es nur ein gänzlich von sich selber Geschiedenes, d. h. die eigene Vernichtung, den Tod. Aber je grö-ßer die Natursicherheit ist, mit der wir das Gesetzmä-ßige der Lebensentwickelungen in ihrer Totalität auffassen; je reiner der Urtypus der Entwickelung, die uns alle trägt, aufgefaßt wird: desto näher erscheint unsere Rettung, und die unbedingte Freiheit wird selbst eine nicht mehr abzuweisende Nothwendigkeit.

Der vermittelnde Begriff, durch welchen eine höhere Ansicht allein erzeugt werden kann, ist der organische der Entwickelung. Diesen zu verfolgen, findet zwar grade in der Psychologie eine große Schwierigkeit: — zuerst deswegen, weil eine genetische Methode, als eine solche nie angewandt werden kann, wo ein Ziel der Entwickelung nicht als bekannt vorausgesetzt wird. Wo ein solches Letztes nicht, wenn auch nur potentiv, in dem Keime liegt, treiben wir uns schwankend in vereinzelten Analogien herum, die uns immer von unserem eigentlichen Zweck abführen, je näher wir ihm zu treten wähnen. Eine Darstellung der Pflanzenentwickelung ist nur möglich, wenn die bestimmte Pflanze in ihrer Totalität aufgefaßt, wenn die höchste Reife in dem ersten unscheinbaren Keime erkannt wird. Fragen wir nun, wo wir das Ziel einer sinnlich sich darstellenden Persönlichkeit suchen sollen, so st die Antwort so schwierig, daß man fast behaupten möchte, sie sei noch gar nicht im empirisch wissenschaftlichen Sinne aufgeworfen; vielmehr, selbst ein Psycholog der neuesten Zeit, der diese Wissenschaft organisch und genetisch zu behandeln versucht hat, sieht eine solche Bestimmung der Persönlichkeit als etwas dem Erkennen Unerreichbares an. In der sinnlich organischen Welt ist dieses Ziel ein endliches, welches, erreicht, zu seinem Anfange zurückkehrt; aber eben des-

wegen, um wissenschaftlich erkannt zu werden, in ein Höheres, Bleibendes, in der Zeit nicht Erscheinendes, weder Erstandenes noch Vergehendes, versetzt werden muß. Eine jede wirklich specifisch verschiedene Art setzt sich selber voraus, und wird nur als ein Bleibendes, höher als alle Sinnlichkeit Liegendes, selbst empirisch erkannt. Alle Veränderung der Organisation, die innerhalb der gegebenen sinnlichen Verhältnisse entsteht, erzeugt nur eine Varietät; und wie schwierig es auch in der Anwendung erscheinen mag, die Art von der Varietät zu unterscheiden; wie oft der beobachtende Forscher sich irren mag: so darf doch die Physiologie den Grundsatz, der die specifisch bestimmte Art als ein Unwandelbares betrachtet, nie aus den Augen verlieren. Dadurch eben ist die sinnliche Form, in sofern sie in einem einzelnen Subject hervortritt, ein schlechthin Untergeordnetes, und hat nur eine vermittelnde Bedeutung. Das wissenschaftlich zu Erkennende kann nicht in dem Veränderlichen gesucht werden, sondern nur in dem Unveränderlichen, alle sinnliche Zeit Beherrschenden. Dadurch nur unterliegen die Triebe der Thiere einer absoluten Naturnothwendigkeit, die höher liegt, als alle Erscheinung. Und wie sich die Willkür der leiblichen Bewegung in der Pflanze verbirgt, so verbirgt sich die Willkür der Seele in einem übersinnlichen Gesetze bei den Thieren.

In der menschlichen Psychologie darf aber das Subject nicht als ein Untergeordnetes, nur Vermittelndes, Zufälliges, angesehen werden. Hier ist ein jedes gegebene Subject sein eigenes Ziel, und eine psychologische Entwickelung hat allen Sinn verloren, wenn sie nicht als eine persönliche betrachtet wird. Wenn es auch wahr sein mag, daß der Unterschied zwischen dem Ursprünglichen und dem Secundären, zwischen der wahren specifischen Art und der bloßen, aus den Einflüssen der Umgebung entstandenen Varietät, viel schwieriger zu erkennen ist, als bei den Thieren: so darf doch eben so wenig hier wie dort der Grundsatz, ein Unwandelbares zu erkennen, aufgegeben werden. Freilich ist die Aufgabe in einem noch viel weiteren Sinne eine unendliche, als wenn wir alle Thierformen betrachten. Eine wahre specifische Art der Thiere stellt uns das Unveränderliche, Ursprüngliche, nicht in der Zeit, oder aus den sinnlichen Verhältnissen Entstandene, unmittelbar dar. Eine jede wahre Art setzt sich selber voraus. Das Individuum hat nur seine Bedeutung als Art, und ist selbst ein Zufälliges. Wie erkennen wir aber in dem Menschen das Ursprüngliche, nicht aus irdischen Verhältnissen Entstandene? — Psychologisch betrachtet, in der Zeit erscheinend, ist die Masse der Menschen so entschieden ein bloßes Product der günstigeren oder

ungünstigeren Verhältnisse, daß es schlechthin unmöglich scheint, in ihm etwas Höheres, die Verhältnisse Beherrschendes, anzuerkennen. Und dennoch muß durchaus behauptet werden, daß eine Psychologie nur möglich ist, wenn in der menschlichen Persönlichkeit, wie in der Thiergattung Etwas vorausgesetzt wird, was nicht in der Zeit entstanden ist, und nicht in dieser vergeht. Nicht bloß die Ewigkeit der Person, sondern auch die Persönlichkeit des Ewigen muß vorausgesetzt werden, wenn eine Psychologie irgend eine wissenschaftliche Bedeutung erhalten soll. Es muß etwas Unvergängliches in einem jeden Individuum angenommen werden, dessen Ursprünglichkeit unläugbar bleibt, wenn wir auch, wie bei den Thiergattungen, seinen Ursprung nie zu entdecken vermögen. Diese Persönlichkeit in der Person zeigt sich ja auch nicht selten als eine solche, durch welche die Masse des Geschlechtes erst ihre Bedeutung erhält. Wenn man die Ursprünglichkeit der bedeutenden Talente der Hochbegabten in ihrer bestimmten Form abläugnen will, wie ich dieses oft genug vernommen habe, so ist es mir freilich nicht möglich, diese Einwendung zu widerlegen, aus dem einfachen Grunde, daß ich sie nicht verstehe.

Ich bleibe meinem hier gewählten, empirischen Standpunkte getreu, und muß das persönlich, wirklich

Productive in den hoch Begünstigten ein außer der Zeit Liegendes nennen. Und sprechen wir eben von der Erfahrung, so müssen wir sogar Allem, was durch sinnliche Pflege, durch günstige Verhältnisse, entsteht, eine jede productive Kraft absprechen. Freilich kann das ursprünglich Bleibende bis zur Unscheinbarkeit zurückgedrängt werden und zu verschwinden scheinen; ja, die meisten lebendigen Keime, selbst diejenigen, welche die bedeutendste Form in sich verschließen, gehen hier, wie in der ganzen thierischen Schöpfung, zu Grunde. Dieser tragische Untergang ist zwar ein Räthsel, welches sich dem empirischen Psychologen als solches aufdrängt, ohne daß er es zu lösen vermag. Die Lösung liegt höher, als der gewählte Standpunkt, aber die Thatsache ist unläugbar. Wer sie abläugnet, von dem kann man nur behaupten, daß er sie nicht entdeckt hat; — und wer sie entdeckt hat, kann sie nicht aufgeben. Ein Streit zwischen beiden ist daher unmöglich. Auch ist es unläugbar, daß diese Thatsache sich allen Unbefangenen aufdrängt, und den Urtheilen der Menschen zum Grunde liegt. Von Schakspear oder Thorwaldsen, die beide, allen äußeren Verhältnissen zum Trotz, das mächtige, ursprüngliche Talent entfalteten, zu behaupten, daß dieses sich eben aus diesen Verhältnissen, die es zu vernichten drohten, erzeugt habe, ist eben jene seltsame generatio aequi-

voca, die aus einem fruchtbaren Boden, ohne Samenkorn, eine Pflanze hervorwachsen sieht. Wird dieses nun zugegeben, so ist ein jeder ursprüngliche Mensch absolut von den übrigen, wenn man diesen das Unvergängliche des Talents rein abläugnet, schlechthin geschieden; — eben so entschieden wie der Mensch von den Thieren. Da dies nun nie angenommen werden darf, so nehmen wir das Dasein des Ursprünglichen in einem jeden Menschen unbedenklich an, und nur durch diese Annahme wird eine genetische, d. h. eine organische Psychologie möglich. Die herrlichsten und bedeutendsten Epochen der Geschichte sind diejenigen, in welchen mächtige Persönlichkeiten, in den verschiedensten Richtungen menschlicher Entwickelung, sich wechselseitig fassen, erkennen und fördern. Sie sind zugleich fruchtbar, bis in die Masse hinein, und durch die geistige Oscillation erwecken und pflegen sie das Ursprüngliche, bis zu den unscheinbarsten Punkten und in den engsten Kreisen. Die unglücklichen und stumpfen Epochen äußern sich in einer doppelten Richtung: entweder durch eine herrschende Dumpfheit des Erkennens, die den Boden der Entwickelung aussaugt, — die Barbarei im allgemeinsten Sinne; — oder durch ein einseitiges Wuchern leerer Abstraction, die einen üppigen Blätterwuchs hervorruft, die Entfaltung eigenthümlicher Blüten aber unterdrückt, — Barbarei

der Uebercultur! — Eine reiche, selbst empirische, Psychologie ist daher ein Erzeugnis einer bessern Zeit, weil diese, (damit ich mich eines naturwissenschaftlichen Ausdruckes bediene) die vollständigsten Exemplare der Betrachtung liefert. So wichtig nun das Erkennen der ursprünglichen Persönlichkeit ist, wo sie klar und bestimmt hervortritt, so beruht die Entwickelung der Psychologie, als reiche Wissenschaft, dennoch auf dem immer wachsenden, zarten Sinn, der diese in den unscheinbarsten, in die secundären, aus den sinnlichen Verhältnissen erzeugten Modificationen, hineingetauchten Varietäten heraus zu finden, festzuhalten und zu schätzen vermag. Ein wissenschaftliches Erkennen, welches nicht durch ein abstractes Raisonnement entstehen kann, sondern nur geschichtlich sich zu entwickeln vermag. Aber damit physiologische Forschungen solcher Art sich nicht in das gränzenlos Willkürliche verlieren sollen, müssen sie getragen werden von einem streng gesetzmäßigen, für alle Persönlichkeiten gleichgeltenden Urtypus lebendiger Entwickelung, die dennoch in ihrer Gesetzlichkeit die freien Persönlichkeiten, in ihren mannigfaltigsten Gestaltungen, für eine höhere geistige Betrachtung hervorhebt. Dieser reiche Sinn für das Eigenthümliche, der von unserm trefflichen Schleiermacher als das höchste geistige Glück des Menschen betrachtet wurde, vermag allein die empi-

rische Psychologie aus ihrer gegenwärtigen Armseligkeit zu erheben, und selbst in dem gesetzlichen Urtypus einen reichen Boden mannigfaltiger lebendiger Gestaltungen zu erkennen und in ihrer Entwickelung zu fassen. Jetzo sehen wir leider in der Psychologie nichts als einzelne Vermögen, Kräfte u. dergl., die, logisch bestimmt und classificirt, in willkürliches Raisonnement hineingetaucht, ein todtes Aggregat an die Stelle eines lebendigen Zusammenhanges setzen. Alles Eigenthümliche steht in dieser Composition als ein Curiosum und bildet mehr oder weniger eine Sammlung von seltsamen Notizen, die man entweder auf eine flache Weise zu erklären sucht, oder mit leerem Staunen anstarrt.

Alle bisherigen Versuche einer genetischen Methode müssen wir durchaus als mißlungen betrachten.

Der einzige, der mir gelungen erscheint, ist der von Braniß, der als Einleitung zu seiner Metaphysik die Kantische Kritik mit einem höhern speculativen Erkennen vermitteln soll. Auch ist es in der That dieser Versuch, der mir den Muth gab, eine empirische Psychologie genetisch darzustellen, und durch diese den Urtypus aller sinnlichen Seelenerscheinungen in ihrer naturnothwendigen Entwickelung hervorzuheben. Die Absicht, die dem Braniß vorlag, verhinderte ihn,

die Psychologie naturwissenschaftlich zu behandeln; und daher schwebt seine Methode zwischen einer construirenden und einer genetischen, wenn sie gleich auf eine überraschende Weise dem Reichthume der letzteren als Grundlage dienen kann. Und ich verdanke ihm in dieser Rücksicht Vieles, ja Alles. Hegel hat schon in den frühesten Zeiten seiner kritischen Darstellungen die richtige Bemerkung gemacht, daß ein Denken, welches nur Erscheinungen erkennt, selbst nur Erscheinung, und nichts an sich sei. Das Kantisch-kritische Verfahren schließt den Menschen in all seinem nothwendigen Denken schlechthin innerhalb der Erscheinung ein, und seine Logik und ihre constitutive Gewalt ist eine reine Logik der sinnlichen Natur; in ihrer Consequenz, Mathematik.

Es giebt also einen Standpunkt, von welchem aus das Denken selbst als ein angebornes mit Naturnothwendigkeit sich entwickelt. Selbst eine Entwickelung, die den Urtypus alles menschlichen Daseins in der größten Allgemeinheit darstellt. Nur die große Schärfe und der lehrreiche Umfang, in welchem Kant sein Thema aufnahm und behandelte, brachte ihn dahin, den Inhalt einer höheren Wissenschaft, einer eigentlich speculativen, aus den herrschenden Elementen eines bloß sinnlichen Erkennens hervorzuheben, aber zugleich als unerreichbar darzustellen.

Der Unterschied zwischen einem sinnlichen Erkennen und einem geistig freien liegt nach ihm darin, daß das „An sich", welches in der productiven Einheit des Selbstbewußtseins sich verhüllt, wie die Schwere in der anorganischen Natur, nur in seiner Gesetzmäßigkeit erkannt werden kann. Die gesetzgebende Gewalt, die zugleich eine freie sein muß: das „An sich des Denkens", wird gesucht; aber es wird zugleich zugestanden, daß es nie gefunden werden kann. Das Reich der Freiheit ist nur ursprünglich ein „An sich", welches sich unmittelbar als solches, nicht bloß in seiner strengen Gesetzmäßigkeit, sondern zugleich als gesetzgebende Gewalt aufdrängt, und nicht abweisen läßt. Aber auch diese verwandelt das Höchste in eine bloß psychologische Erscheinung; und wie die Schwere in der mechanischen Physik aus einer mathematischen Hypothese erklärt wird, wo die Gesetze der Erscheinung sich aufdrängen, so wird die geistige Freiheit in die Erscheinung verhüllt, (in der „Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft"), aus einer psychologischen Hypothese erklärt.

Ich schließe mit einer Uebersicht der empirisch-genetischen Methode, die ich in der Ausarbeitung der Psychologie zu befolgen denke. Sie enthält zuerst den

allgemeinen Urtypus aller menschlichen Entwickelung von der Geburt an. Der genaue Parallelismus eines physischen und zugleich psychisch-fortschreitenden Processes. Ihm zum Grunde liegen drei Momente, die durch alle Stadien der Entwickelung hindurch vibriren, aber selbst nicht, als aus der Entwicklung begriffen, betrachtet werden können. Der leibliche Mensch ernährt sich (physisch). In so fern wird der Leib, obgleich der Ernährungsproceß fortdauernd thätig ist, mit allen Momenten seines Daseins zugleich gesetzt; eben nur als ein Gegebenes, in bestimmter Form Daseiendes, betrachtet. Der Leib wird und entsteht in jedem Momente, in so fern, und wie er ist.

Der psychische Mensch fühlt, und das Gefühl enthält alle Momente seines psychischen Daseins in ihrer ruhenden Einheit.

Durch das Nervensystem verliert sich das leibliche Dasein in das Innerste der nie erscheinenden Lebensquelle; wie durch das Denken in das innerste, nie zu erfassende geistige Dasein. Die willkürliche Bewegung, die von dem Gehirnsystem ausgeht, wie die unwillkürliche Bewegung, die an den Ernährungsproceß gebunden ist, finden ihren Parallelismus in den scheinbar freien und unfreien Handlungen. Jene durch das Erkennen, diese durch das Gefühl geleitet. Man vergesse nicht, daß, was hier in großer über-

sichtlicher Allgemeinheit behauptet wird, nur als eine Ueberschrift für eine Untersuchung gelten kann, die freilich in großer Ausführlichkeit die Behauptung begründen soll. Der Entwickelungsproceß selber muß in seiner reinen Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden. Eben der Parallelismus, streng aufgefaßt, schließt eine jede faselnde Verwechselung des Physischen mit dem Psychischen aus. Selbst da, wo sie sich am innigsten mit einander bewegen, wie in den psychischen Krankheiten, muß entschieden nachgewiesen werden, daß beide sich in schlechthin abgesonderten Welten bewegen, und alle tändelnden Vergleichungen, Analogien müssen durchaus vermieden werden. Obgleich die wechselseitige, sogenannte Einwirkung nicht abgeläugnet, und eine ärztliche Beihülfe bei der Kur in vielen Fällen als nothwendig zugestanden wird, muß dennoch eine jede psychische Erscheinung aus der Totalität des psychischen Zustandes erklärt werden; und in der Betrachtung eines jeden Falles, wie seltsam er erscheinen mag, muß das Psychische von dem Physischen getrennt bleiben, wie die Seele von dem Leibe. Nur was nie und nirgend in ein endliches Verhältnis tritt, ist in seiner Totalität eins. Ich hoffe, auf diese Weise eine wirkliche Naturentwicklung der Seele darstellen zu können, die alle in der Geschichte der Psychologie hervortretenden Gegenstände behandelt; die-

sen aber auch ihre rechte Stelle anweist, aus welcher allein sie ihre Bedeutung erhalten, und für eine fortgesetzte Untersuchung fruchtbar hervortreten.

Aber diese allgemeine Seite der Psychologie würde selbst eine leere sein, eine solche, die ihren wahren Inhalt nicht erkannt hätte, wenn sie nicht ergänzt würde durch eine zweite, in welcher alle Seelenäußerungen in ihrer, scheinbar abgeschlossenen Einheit mit einer leiblichen Organisation hervortreten, ja als ein Product derselben erscheinen.

Es ist eben der reichste, aber auch schwierigste Theil der Psychologie. Die Person, indem sie als ein Product einer in sich abgeschlossenen Naturnothwendigkeit hervortritt, kann nur so als eine freie begriffen werden. Ich will hier nur die Hauptmomente dieser Richtung der Psychologie kurz angeben. Also: Erstens: eine jede Persönlichkeit erscheint relativ, abwechselnd, selbst in der Erscheinung, als beherrscht von einem bewußten, wenn auch verborgenen, geistigen Entwickelungsproceß; aber dann auch bei dämmerndem Bewußtsein, beherrscht von einem relativ hervortretenden, allgemeinen Naturproceß. Die Persönlichkeit wacht und schläft abwechselnd.

Der Parallelismus des Leibes und der Seele darf auch hier nie verschwinden. Die Seele, so wenig im Schlafen, wie der somatische Proceß im Wa-

chen. Empirisch betrachtet ist der wachende Zustand, selbst in seiner sichersten Entwickelung, dennoch nur ein relativer, der seine Ergänzung durch den Schlafzustand findet. Zweitens: Eine jede Persönlichkeit findet sich, psychisch wie leiblich, als die eine Seite eines Gegensatzes, der durch die ganze Natur geht; als männlich oder weiblich. Ein Gegensatz, der in der leiblichen Natur durch die, in der Erscheinung hervortretende, nur durch die Betrachtung abgeschlossene, äußere Unendlichkeit einer Zeit, deren Anfang und Ende nicht erkannt, bei den Menschen aber der höhern Bedeutung nach, durch die Liebe gelöst wird, die beide Glieder des Gegensatzes selbständig setzt, indem sie in einander aufzugehen scheinen. Drittens: Eine jede Persönlichkeit, als ein relativ Thätiges, und selbst in dem mannigfaltigsten Wechsel, Eigenthümliches des ganzen Geschlechtes. Diese Richtung der Seelen ist, wie die Pflanze durch das Klima, eine durchaus äußerliche, und stellt sich durch das Temperament dar.

Ich vermeide geflissentlich, mich hier über diese Abtheilung der Psychologie bestimmter zu äußern, weil eine jede allgemeine Aeußerung unvermeidlich willkürlich erscheinen, und Mißverständnisse erzeugen wird.

Das Ziel der Psychologie ist aber erst dann aufgefaßt und erkannt, wenn die Betrachtung, von allem Aeußeren erfüllt, sich dem Inneren der Persönlichkeit,

als einem Bleibenden zuwendet; und wie der mechanische Physiker für alle Gesetzmäßigkeit, die Schwere, die nie erfahrungsmäßig ihrem Wesen nach erkannt werden kann, fordern muß; — wie der Physiolog für alle Lebensprocesse ein nicht zu erkennendes Lebensprincip: — so wird der Psycholog, um die Gesetzmäßigkeit der Seelenäußerungen zu erkennen, hingedrängt zu dem Geist, in welchem die Gesetzlichkeit des Denkens freie That, zugleich aber die freie That Schöpfung, in ihrer ganzen inneren Gesetzlichkeit ist.

Berichtigungen.

Seite	12	Zeile	7 v. u.	lies:	Bossut für Bossuet (ebenso S. 26. 36.)
=	14	=	12 v. u.	=	des für der.
=	15	=	4 v. o.	=	gesellt für gestellt.
=	16	=	6 v. o.	=	Reflexionen für Reflectionen.
=	40	=	6 v. o.	=	seine für eine.
=	45	=	4 v. o.	=	Telesius f. Tilesius (ebs. S. 53.)
=	49	=	11 v. o.	=	enthalten für enthalte.
=	50	=	2 v. o.	=	Spaccio für Spaccia.
=	57	=	11 v. o.	=	typographical für topographical.
=	61	=	7 v. u.	=	bekämpfte für bekämpfe.
=	64	=	4 v. o.	=	Flacianer für Flaccaner.
=	64	=	11 v. o.	=	Melanchthon für Melanchten.
=	67	=	11 v. o.	streiche das Komma vor ihn.	
=	74	=	1 v. u.	lies Märtyrers für rtyrers.	
=	83	=	11 v. o.	fehlt ein Komma vor Leichen.	
=	101	=	4 v. u.	das Komma vor aus gehört dahinter.	
=	104	=	3 v. o.	lies Usher für Urser.	
=	105	=	1 v. o.	fehlt ein Komma hinter Isidor.	
=	105	=	5 v. u.	lies hos- für hos.	
=	117	=	1 v. o.	fehlt ein Komma hinter Picten.	
=	119	=	1 v. u.	lies sie verfolgen f. sich verfolgen.	
=	123	=	6 v. u.	=	eines Kampfes f. einem Kampf.
=	127	=	5 v. u.	=	kosmischer für kosmischrr.
=	128	=	6 v. o	=	werden für wird.
=	129	=	3 v. o	=	behielten für behielt.
=	129	=	6 v. u.	=	Gestalt für Gestali.
=	147	=	6 v. o.	=	Golde für Gslde.
=	148	=	3 v. o	=	hangen für hängt.
=	159	=	5 v. u.	=	beschäftigte für bewegte.
=	159	=	2 v. u.	=	bevor= für hevor.
=	180	=	4 v. u.	=	spätere für pätere.
=	201	=	9 v. o.	=	potentia für potentiv.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

